Moderne Kalssiker.

Deutsche

Literaturgeschichte der neueren Zeit

in

Biographien, Kritiken und Proben.

Mit Portraits.

Vierundfunfzigster Band.

Cassel,

Ernst Balde.

1854.



Alfred Meißner.

Alfred Meißner.

„Denn alle Poesie ist tiefes Klagen,
Ist des gefangnen Adlers Flügelschlagen,
Ein Wächteraufschrei bei des Morgens
Grauen,
Sie stirbt, wenn wir des Lichts Erfüllung
schauen.“

Mit Portrait.

Cassel,

Ernst Balde.

1854.

Alfred Meißner.

Alfred Meißner ist am 15. October 1822 zu Teplitz in Böhmen geboren. Sein Vater, (ein Sohn des als Verfasser der „Skizzen“, des „Alcibiades“, der „Bianca Capello“ u. s. w. bekannten G. A. Meißner, der in Prag die Professur der Literatur und der Aesthetik bekleidete und zu Fulda als Studiendirektor 1806 starb,) hatte sich dort als Badearzt niedergelassen und genoß einer beträchtlichen Praxis; seine Mutter stammt aus den Hochlanden Schottlands.

Die erste Sprache, die Alfred Meißner erlernte, war das Englische, als Sprache seiner Mutter; schottische Balladen und englische Lieder waren die erste Poesie, mit der er bekannt wurde. Als seine Eltern sich später in Carlsbad niederließen, kam er auf das Gymnasium von Schlakenwerth, das von Piaristenmönchen gehalten wurde. Diese Herren waren keine besonders erbauliche Persönlichkeiten.

Bei diesen frommen Vätern erlernte Meißner die Anfangsgründe des Lateinischen und des Griechischen. Als Protestant war er der Prüfungen in der „Religion“ enthoben; doch wurde seine Anwesenheit in den Religionsstunden, bei den Frohnleichnamsprocessionen und den Bittgängen im Frühling um die Felder gefordert, und sonst auch auf alle Weise auf seine Bekehrung hingearbeitet. Bei dem zelotisch-religiösen Geist, der in dieser Anstalt florirte und die Schuljugend beherrschte, wurde er als ein Räudiger in der Heerde angesehen, und schloß sich daher bald mit inniger Freundschaft an den einzigen Juden, der in der Klasse saß und diese Ausnahmsstellung mit ihm theilte. Alle diese scheinbar unbedeutenden Thatsachen sind nicht ohne Einfluß auf Meißner's spätere Haltung und Richtung geblieben.

Nach dreijährigem Aufenthalt auf dem Piaristen-Gymnasium kam Meißner auf's Gymnasium der Prager Altstadt. Welch ein Wechsel! Auf der Landschule bei den Mönchen war die Lektüre jedes deutschen Buchs schwer verpönt gewesen, damit die Jungen ihre geistige Kost einzig und allein aus den censirten Chrestomathieen und Schulcompendien zögen; hier konnte der Knabe nach Herzenslust in einer Welt von Büchern leben, die sich ihm plötzlich aufthat. Das Theater, das er mit leidenschaftlicher Vorliebe

besuchte, machte ihn mit Shakespeare, Schiller und Göthe bekannt, und nichts kam dem Eindruck gleich, den eine Gastvorstellung von Laroche als Lear oder Mephisto, von Rott als Richard der Dritte, Othello oder Hamlet auf den Knaben machte. Solche Gastspielzeiten auf dem Prager Theater waren ihm Festzeiten, wo alles Taschengeld darauf gehen mußte, um ihn eines Genusses theilhaft zu machen, der noch lange nachher sein ganzes Wesen durchglühte und ihn wie über sich selbst hinaus hob. Sein Lieblingsgedanke und eigentlich der alle übrigen beherrschende Gedanke seines damaligen Lebens ward der: einst etwas im dramatischen Fache zu schaffen. Er begann ein Trauerspiel „Alexander der Große," das nach seiner Ansicht eine Apotheose der Jugend und Kraft werden sollte, ein Drama, das sich noch immer unter den Papieren Meißner's erhalten hat, und das er noch einst, wenn auch theilweise verändert, bei günstiger Gelegenheit dem lesenden Publikum vorzulegen gedenkt.

Indeß hatte sich Meißner vielfach auf dem lyrischen Gebiete versucht. Er kam mit mitstrebenden Talenten in Berührung, die ungefähr in gleichem Alter mit ihm, sich seitdem mit mehr oder weniger Glück im Gebiete der Dichtung hervorgethan haben. Wir nennen hier Moritz Hartmann, Friedrich Bach, der

einen Band Gedichte von sinniger Zartheit (Weber, Leipzig) veröffentlicht hat, Isidor Heller, Max Schlesinger und Friedrich Szarvady. Aber wiewohl in vertrautem Umgang mit diesen Schulfreunden, blieb er doch fortwährend in sich isolirt und unabläſſig bemüht, nur in der ihm eigenthümlichen Weise das, was in ihm lebte, zur poetischen Darstellung zu bringen.

M. Hartmann hat seiner Zeit in den „Grenzboten" einen allerliebsten Aufsatz veröffentlicht, der dies bewegte „Studenten- und Poetenleben" in Prag abschilderte. Es war jedoch nicht von langer Dauer. Die Freunde zerstreuten sich nach allen Weltgegenden und Meißner blieb allein in Prag zurück. (Siehe Gedichte: „Ein Aufseufzen" S. 63 und „Den Freunden beim Abschied" S. 30.) Er hatte inzwischen Medicin zu studiren angefangen und widmete sich ihr in den ersten Jahren, freilich nur mehr auf den Wunsch seines Vaters hin, mit getheiltem Herzen. Eine jugendliche Schwermuth bemächtigte sich seines Gemüths und seine Poesie litt darunter. Junge Liebesschmerzen traten hinzu. Erst eine Reise nach Italien, die ihn nach Venedig und an das sonnige Gestade von Genua führte, brachte wieder Farbe und erhöhtes Leben in seine Lieder. Viele der besseren Gedichte der ersten Sammlung sind Früchte dieser Reise, die Meißner

meist zu Fuße ausführte. (Venezia, Verona, Spanische Ballade 2c.)

Im Jahre 1846 ließ Meißner einen Band Gedichte erscheinen. Es war nur ein kleines Bändchen, unscheinbar auf Löschpapier gedruckt; aber es erregte ein bedeutendes und unerwartetes Interesse, da fast alle idealen Zeitstimmungen, die damals die Geister bewegten, darin poetisch gefaßt waren. Die Verwandtschaft mit der damaligen österreichischen Sturm- und Drangpoesie eines Lenau, Grün und Beck war hier leicht zu erkennen, aber der junge Mediciner hatte vorwiegend in pathologische Zustände der Gesellschaft hineingegriffen und diese zur poetischen Darstellung zu bringen versucht. Gerade jene Gedichte, die am meisten beachtet und hervorgehoben wurden, waren Produkte der Zerrissenheit und einer jugendlichen Verzweiflung an den Weltzuständen.

Bald darauf schrieb Meißner ein Trauerspiel „Louise Strozzi", das die Unfähigkeit der edelsten Menschen, eine sittlich versunkene Zeit zu retten, darstellen sollte. Der Verfasser legte es zurück, weil er sich zur Bewältigung dramatischer Formen noch nicht die Kraft zutraute. (Siehe das Gedicht: „Das Drama". S. 165.) Bessern Fortgang hatte ein epischer Romanzen-Cyclus „Ziska", den er vom März bis August 1846 schrieb, zu einer Zeit, wo auch noch

die Studien für die medicinischen Rigorosen ihn sehr in Anspruch nahmen. Die historischen Erinnerungen Prags, wo das altslavische Feuer noch allenthalben unter der Asche glühend zu merken war, gaben ihm Anregung und Stoff dazu.

Indeß hatte sich Meißner in den praktischen Jahrgängen immer mehr für das Studium der Medicin erwärmt, und für eine Wissenschaft, die ihn zuerst abgestoßen hatte, ein tiefes Interesse gefaßt. Die Prager medicinische Hochschule hatte unter der Leitung höchst eigenthümlicher und genialer Forscher wie Oppolzer, Hamernik, Pitha, einen großen Aufschwung genommen, war tonangebend geworden und der Sammelplatz einer großen Anzahl fremder Aerzte. Im Juli 1846 erlangte Meißner das Doctorat der Medicin, mußte aber den Gedanken aufgeben, der medicinischen Praxis vorerst in Prag oder anderswo obzuliegen, wenn er seinen Ueberzeugungen und der Poesie leben wollte.

Die Veröffentlichung von Büchern, die ohne Berücksichtigung österreichischer Censurverhältnisse geschrieben waren, konnte nämlich bei den damals in Oesterreich obwaltenden Verhältnissen nicht ohne gewaltsamen Bruch vor sich gehen, und so beschloß Meißner kurz vor dem Erscheinen des „Ziska“ sich, wie andere liberalgesinnte Oesterreicher es vor ihm

gethan, für längere Zeit aus der Heimath zu entfernen. Er ging im Herbst 1846 von Carlsbad aus mit seinem Manuscripte nach Leipzig, wo er mit Hartmann, Kuranda, Kaufmann und anderen seiner Landsleute zusammentraf und gleich am ersten Tage einen Verleger traf, der nach Anhören der ersten Gesänge sein Gedicht mit klingenden Louisd'or honorirte, deren Meißner, der gegen den väterlichen Willen fortgegangen war, eben sehr bedurfte, und das Manuscript Tags darauf zu drucken begann. Aber kaum erschienen, erregte der Ziska auch schon die Aufmerksamkeit der österreichischen Polizei; der Verfasser erhielt eine gerichtliche Aufforderung, ungesäumt nach Oesterreich zurückzukehren, hielt es aber für gut, die Zustellung zu ignoriren und ging nach Paris.

Dort blieb Meißner den größten Theil des Jahres 1847. Ein Brief Laube's führte ihn bei Heinrich Heine ein, der sich mit großer Freundlichkeit des jungen Schriftstellers annahm, so daß er bald ein beinah täglicher Besuch im Hause des bereits schwer erkrankten Poeten wurde, und noch heute dessen Freundschaft in hohem Grade genießt. Auch mit Beranger, Mickiewitz und Herwegh wurde Meißner bekannt; die großartige Stadt bot ihm eine Fülle von Anregungen, daß es ihm schwer wurde, sich loszumachen. Für die „Grenzboten" wurden indeß nur kleine Skizzen ge=

schrieben, andere Bilder aus der großen Weltstadt in den „Pariser Elegieen“ niedergelegt. Die überaus günstige Aufnahme der „Gedichte“ und des „Ziska“ hatte inzwischen neue größere Auflagen nöthig gemacht, die auch rasch vergriffen waren.

Im September 1847 verließ Meißner Paris und wanderte durch die südliche Schweiz und über den Grimselpaß wieder Deutschland entgegen. Im November war er in Prag.

Dort wurde sein Prozeß wegen der beiden censurlos gedruckten Bücher wieder aufgenommen und es kam zu einer Verurtheilung. Aber die Märzrevolution zerriß mit plötzlich hineingreifender Hand alle Schuldbriefe. Statt für einige Wochen oder Monate in's Gefängniß zu wandern, wurde Meißner in den sogenannten böhmischen Nationalausschuß gewählt, und sollte mit weit älteren Männern die Geschicke und Gesetze seines Vaterlandes mit berathen.

Der junge Dichter glaubte zuerst die herangekommenen Ereignisse als eine Verwirklichung aller seiner Ideale begrüßen zu können, (s. das Gedicht „Im Jahr des Heils“) doch machte ihm bald der immer stärker hervortretende Kampf der deutschen und czechischen Partei, den er seltsamer Weise selbst in der Einleitung zu seinem Ziska geweissagt, den Aufenthalt in

Prag unerträglich. Das slavische Vorparlament sammelte sich zu seinen Berathungen, über die Gassen Prags ergoß sich ein Strom fremder Agitatoren aus allen slavischen Gauen, Polen, Croaten, Slowaken und Serben, die alte Stadt war verwandelt. Da, im Mißmuth verließ Meißner seine Vaterstadt und begab sich nach Frankfurt, wo er journalistisch thätig, vorzüglich zu Vogt, Simon und Trütschler in freundschaftliche Verbindung trat. Im Winter 1849 begab er sich zum zweitenmal nach Paris. Während seines kurzen Aufenthaltes dort schrieb er eine Reihe von Charakteristiken politischer Persönlichkeiten und Parteien, die als „Revolutionaire Studien aus Paris" in zwei Bänden erschienen.

Der Zusammenbruch der großen deutschen Bewegung, der den Verlust mancher Illussion, mancher im warmen Herzen getragenen Hoffnung, wie den persönlichen Untergang manches Freundes im Gefolge hatte, hinterließ in Meißner eine tiefe Verstimmung, wie eine schwere Krankheit, die ihn lange nicht wieder an die bei Seite gestellte poetische Produktion gehen ließ. Nur kleinere prosaische Artikel und ein kleines Zeitgedicht „Der Sohn des Otta Troll" (geschrieben August 1849) waren die Frucht dieser Zeit. Dies letztere war gewissermaßen ein schmerzliches Gelächter über welthistorische Enttäuschungen. Im Jahre 1850

unternahm er eine Reise nach England und seine Heimath mütterlicher Seite — Schottland.

Allmählig erst kehrte Meißner wieder zur Poesie zurück und sein erstes größeres Werk war das Trauerspiel: „Das Weib des Urias". Diesem folgte ein Jahr darauf: „Reginald Armstrong", eine bürgerliche Tragödie, die über die meisten deutschen Bühnen gegangen ist. Zu Berlin im Hochsommer, das ist zur ungünstigsten Zeit, vorgeführt und von der Kritik in den conservativen Journalen hart mitgenommen, blieb das Stück eine Zeit lang liegen, doch die Wiederaufnahme auf den Theatern von München und Frankfurt beweist, daß die von einem Theil der Kritik beabsichtigte totale Hinrichtung dieses Stückes nicht gelungen. Eine dritte Tragödie Meißner's, der „Prätendent von York" ist von der Direktion des Hofburgtheaters in Wien bereits angenommen und wird im Herbst 1854 zur Aufführung gelangen. Eine interimistische Frucht eines Sommerlebens am schönen See von Gmünden war das kleine Buch „Am Stein" (Herbst 1853.) —

Wir haben hier in schneller Aufeinderfolge des Dichters äußere Schicksale mitgetheilt, ohne uns weder im Allgemeinen noch im Besonderen mit den Resultaten seiner Muse abgegeben zu haben. Wir holen Beides hier nach.

Unsere neueste Literatur hat keinen Dichter weiter

aufzuweisen, der mit einer solchen Schnelligkeit, wie nicht minder mit vollster Berechtigung zu einer allgemeinen Anerkennung sich erhob, als Alfred Meißner. Ihm fehlt nichts, was nöthig ist, in nicht gar zu langer Zeit eine der ersten Stellen, vielleicht die erste unter unsern Dichtern einzunehmen. Hätten wir einen andern Verlauf unserer neuesten Geschichte gehabt, so stände er bereits an jenem Platze, der ihm mit Fug und Recht gebührt.

Alfred Meißner besitzt ein eminentes Dichtertalent, ein so bedeutendes, daß wir ihm — unsere weitere Darstellung wird Nachweise davon liefern — auch nicht den kleinsten poetischen Fehler verzeihen können. Er besitzt ebensowohl eine glühende Phantasie, welche mit ächter Dichterbegeisterung edle und richtige Gedanken, prachtvolle Bilder in Menge zeugt, als auch eine Meisterschaft in der Form, die für gewöhnlich nur bei älteren oder älter gewordenen Dichtern gefunden wird. Die Gluth seiner poetischen Schilderung, die Farben, in denen er seine Gemälde erglänzen läßt, sie erinnern unwillkürlich an die großen Dichter des Orients, deren Gesänge sich von Familie zu Familie, von Stamm zu Stamm, von Land zu Land und von Zeit auf Zeit fortpflanzen, fortleben, so lange der Vater einen Sohn hat, dem er sie erzählen kann.

In seinem größeren Gedichte „Ziska“ weist Meißner

noch eine andere Dichtereigenschaft auf. Da ist er bald der Historiker, der die Gemälde der Vergangenheit uns vor die Augen hält, bald der Prophet, der in der Zukunft lies't. Dieser „Ziska" beruht vollständig in der, wenn erweckt, glühenden Phantasie der Czechen, und mußte bei des Dichters specielleren Landsleuten einen großen Erfolg sich erringen. —

Betrachten wir die uns vorliegenden poetischen Werke Alfred Meißner's im Besonderen, so finden wir in der Sammlung von Gedichten, welche bereits in sechster Auflage bei Herbig in Leipzig erschienen sind, einen Reichthum, der unerschöpflich scheint. Der Dichter konnte von dem Golde seines Herzens, den Diamanten seiner Seele mit vollen Händen spenden, und er hat es gethan, obschon wir wissen, daß sein Reichthum noch lange nicht erschöpft ist. Wie das metallische Gold tief in den Schachten der Erde fort und fort wächst, so auch wächst in des Dichters Herzen das Gold der echten Poesie ohne Aufhören.

Die Sammlung von Meißner's Gedichten enthält Poesien verschiedenster Art, fast ohne Ausnahme vortreffliche. Zu den wenigen minder gelungenen möchten wir „Das Ende der Gironde" rechnen, doch trägt nicht der Dichter die Schuld, daß der auch sonst zur Hand genommene Stoff so wenig sich formen ließ. Aus der Sammlung geben wir die nachstehenden Gedichte

„Heimliches Glück", „Abschied", „Venezia", „La Dalmatina", „Die Jüdin", „Georges Sand" als Proben.

Heimliches Glück.

Laß' im Geheim mich zu dir kommen,
Laß' im Geheim mich von dir gehn;
Ach! unsrer Liebe kann's nicht frommen,
Daß Andre noch uns glücklich sehn.

Stumm sei dein Mund, dein Blick verschweige,
Wie weit sich unser Herz verlor,
Die Insel unsres Glückes steige
Aus unentdecktem Meer empor.

Ist Liebe doch die Frucht aus Eden,
In Einsamkeit gepflückt von Zwei'n;
Das fremde Auge eines Jeden
Kann hier ein Schlangenaug' nur sein!

Braucht's keine Seel' doch zu erfahren,
Wie einst in Liebe schön entflammt
Zwei Menschenherzen selig waren,
Trotz einer Welt, die sie verdammt!

Abschied.

Gebrochnes Herz, zerriss'nes Leben,
Gefallner Engel, stumm und blaß,
Dem ich an Rosen wollte geben,
Was eine junge Brust besaß;
Geliebtes Unglück schöner Tage,
Geknickte Lilie, irrer Geist,
Der heute ohne Wort der Klage
Sich von dem treusten Herzen reißt —

Ich hab' kein Recht, mit dir zu grollen,
Und hab' für dich kein zürnend Wort,
Trugst du der Brust, der stürmevollen,
Auch ihren letzten Frieden fort.
Du hast's gewollt! Wohlan, wir scheiden,
Ich hab' für dich noch ein Gebet —
Ein Wort nennt alle unsre Leiden:
Wir fanden uns zu spät, zu spät!

Daß ich dich damals nicht getroffen,
Als sie vom Frost noch nichts gewußt,
Die keinen zweiten Lenz darf hoffen,
Die Blume: Herz der Menschenbrust;
Daß dich ich damals nicht gefunden
Im Mährchenwald der Poesie,
Als du noch rein und ohne Wunden,
Verzeih' ich meinem Schicksal nie.

So eben war vom Wetterschlage
Zu früh dein schönes Herz geknickt,
Und nichts, als herbstlich kurze Tage
Hat unsre Liebe uns geschickt.
Wie heiß auch meine Sonnen lohten,
Sie weckten späte Rosen nur,
Von deinem Lenz, dem kurzen, todten,
Sind sie die letzte blut'ge Spur.

Auf deiner Stirne mußt' ich's lesen,
Als du mir stumm im Arm geruht,
Daß all' dein Lieben nichts gewesen
Als Wiederschein von meiner Gluth.
Erwacht beim jungen Morgenrothe,
Fand ich dich kalt und abgehärmt,
Und sah, daß ich nur eine Todte
Für kurze Zeit an mir erwärmt.

Dem Flüchtling gleich, dem Mann des Wehes,
Der, müd' gehetzt, mit wundem Fuß,
Sein schönes Kind im Reich des Schneees
Halb Leiche schon verlassen muß —
So lass' auch ich auf meinem Gange
Dich qualvoll, mit gebrochnem Blick,
Erstarrend und mit bleicher Wange,
Unrettbar hier dem Frost zurück.

Lebwohl! Du warst mein ganzes Leben,
Den besten Segen auf dein Haupt!
Mag dir der Himmel mild vergeben,
Daß du an Liebe noch geglaubt.

Ich sag' in dir mit tausend Schmerzen
Der Zukunft und der Seligkeit
Und dem Vertrau'n auf Menschenherzen
Ein Lebewohl für alle Zeit.

Venezia.

I.

Es schlummert eine hehre
Seltsame Stadt im Meere,
Mit tausend bunten Zinnen,
Im Meere blau und still.
Schön wie ein Traum zu schauen,
Der bei des Morgens Grauen
In Luft und Duft zerrinnen,
In Nichts zerfließen will.

Der Weg zu ihren Thoren,
Er ist im Meer verloren,
Durch ihre Gassen fluthet
Und ebbt die salz'ge See,
Das Frühlicht, das mit Trauern
Auf ihren Marmormauern
Sich täglich neu verblutet,
Weint Thränen ihrem Weh.

Die Klöster und die Dome,
Wie Schlösser für Phantome,
Die traurenden Paläste
Auf Inseln rings umher,
Die Gassen und die Brücken,
Wo nie ein Roß zu blicken,
Die alten Mauerreste,
Wie prachtvoll und wie leer!

Veröden und Verwildern, —
Du Moos an Marmorbildern,
Du blasses Phosphorschimmern,
Wo eine Leiche ruht;
Meerried auf allen Stufen,
Wehlaut in jedem Rufen,
Ein stillverhaltnes Wimmern
Geht durch die ganze Fluth.

Du aber, Herz, das weinen
Will bei versunknen Steinen,
Bei schöner Vorzeit Runen,
Bei alter Helden Schrein,
Komm, eh' mit Morgenwinden
Die Träume alle schwinden, —
Die Stadt in den Lagunen
Ist auch ein Traum von Stein.

II.

Wenn auf die bleichen Höhen
Der fernen Euganeen
Des Südens Abendsonne
Ihr Gold vergossen hat,
Dann jubelt, wie ein tolles,
Phantastisch=wundervolles
Gedicht, in Rausch und Wonne
Die alte braune Stadt.

Auf allen Kuppeln brennt es
Wie Gluth des Orientes,
Es wachen in den Fresken
Die alten Heil'gen auf;
Im wundersamen Scheine
Beleben sich die Steine
Mit allen Arabesken
Bis zu dem höchsten Knauf.

Dann blicken vom Altane
Die Frau'n der Titiane,
Halb Teufel und halb Engel,
Im weißen Nachtgewand,
So schön und treulos alle
Wie die, die in der Halle,
Vollendet, ohne Mängel,
Der Palma hingebannt.

Dann geht das schöne Laster
Stolz übers Marmorpflaster,
Es winkt mit seidnen Wimpern,
Es rauscht im Kleid von Sammt;
Es hallen die Arkaden
Von Liebesserenaden,
Die Mandolinen klimpern
Und jedes Auge flammt.

O Schmerz, das kann nicht dauern,
Die Abendwinde schauern,
Der Mond sieht blaß und bläſſer
Ins wirre Bild hinein.
Es gähnen die Portale,
Am mächtigen Kanale,
Ins schweigende Gewässer
Fällt langsam Stein um Stein.

III.

Und wenn das Volk mit Toben
Verstummt ist und zerstoben,
Dann wird es still am Platze,
Es dunkelt weit und breit;
Doch hoch auf seiner Säule
Erwacht mit Klaggeheule
Und hebt die starke Tatze
Der Leu der alten Zeit.

Sankt Markus auch daneben
Erwacht zu kurzem Leben,
Das alte Steingebilde
Lebt auf im Mondenlicht;
Dreimal in weiten Kreisen
Schwingt er sein Schwert von Eisen,
Er klirrt mit seinem Schilde,
Er hebt's empor und spricht:

Wo sind die stolzen Tage,
Als wie lebend'ge Sage
Venedig lichtumflossen
Gelebt im Ruhmesglanz,
Als Dandolo der Blinde
Hertrieb mit gutem Winde,
Mit seinen ehrnen Rossen
Vom Sturme von Byzanz.

O Tag der Lorbeerreiser,
Als dort der Papst, der Kaiser
An Falieri's Seite
Hinschritten stolz und stark!
Wie duftete von Ambra
Italiens Alhambra,
Wie strahlte die geweihte
Domkirche von Sankt Mark!

Giebt's denn für alles Große
Nur Tod zum letzten Loose,
Sinkt, was man ewig glaubte,
Wie eine Sage hin?

Venedig, nachtgeborgen,
Für dich giebt's keinen Morgen;
Stirb mit verhülltem Haupte,
Entthronte Königin!

Der alte Riese schweiget,
Den Kopf zur Brust geneiget,
Der Seerab' ächzt und stöhnet —
Frühdämmrung überall!
Das Wasser kocht und brauet,
Stier hin der Löwe schauet,
Vor dem Palaste dröhnet
Der deutschen Trommel Schall.

La Dalmatina.

Du Sängerin des Molo's,
Phantastisch holdes Wesen,
Schön, wie ein Bild Paolo's,
Des großen Veronesen,

Ein Traum von dir umgaukelt
Mich noch in milder Schöne,
Indeß die Seele schaukelt
Im Netze deiner Töne.

Da liegt — eine goldne Wolke —
Venedig hingesunken,
Du stehst vor allem Volke
Wie eigner Schönheit trunken.

Du wirfst wie Blüthenflocken
Die Arme rings im Kreise,
Und rührst die Silberglocken
Zur wunderbaren Weise.

Es fallen die gelösten
Goldlocken schmerzlich nieder, —
Von Sehnsucht, nicht zu trösten,
Erzählen deine Lieder.

Ich sah' der Augensonnen
Verlangend heißes Nachten,
Nach unbekannten Wonnen
Der Lippen banges Schmachten.

Und trüber stets und trüber
Sitz' ich am Uferdamme,
Es zittert dir genüber
Mein Herz wie eine Flamme.

Ich kenn' die Pfade alle,
Die das Geschick den Armen
Zu immer tiefrem Falle
Hinführet ohn' Erbarmen.

Ich weiß, nach altem Loose
Wirst du nichts andres werden
Als eine weiße Rose,
Zerpflückt im Koth der Erden.

Doch blüht dir schönres Leben
Im Herzen des Poeten,
Als dir's der Herr wird geben,
Zu dem du lerntest beten.

Der eignen Schönheit Gabe
Wird langsam dich verderben,
Du wirst am offnen Grabe
In Noth und Schande sterben.

Nur hier im Dichterbusen
Wirst du mit Rosenwangen,
Als rührendste der Musen,
Ach, unvergänglich prangen!

Die Jüdin.

Es hallen dumpf die Todtenlieder,
Der alte Jud' zerreißt sein Kleid,
Doch senkt er keine Todte nieder,
Die man begräbt, die lebt in Freud' —
Das Grab, das wartet.

So ist der Juden Brauch zu Lande
Schon aus uralter Zeit herab;
Wer sich von seinem Glauben wandte,
Der heißet todt, man gräbt sein Grab —
Ein Grab, das wartet.

Der Trauerbaum, die Schrift am Steine
Thun Kunde, wann die sünd'ge Seel'
Gestorben ist für die Gemeine,
Für's treue Volk von Israel —
Das Grab, das wartet. — —

Fern zu Venedig, licht und helle
Zieht eine Gondel durch die Fluth,
Drin ruht der blonde Kriegsgeselle,
An seiner Brust die Jüdin ruht —
Ihr Grab, das wartet.

Er küßt ihr Haar, küßt ihre Wangen,
Er nennt sie seine süße Braut;
Sie spielt mit seinen goldnen Spangen,
Sreicht ihm den Bart und jubelt laut —
Ihr Grab, das wartet.

Dann Nachts im Saal bei Duft und Glanze
Schlägt sie die Zither beim Banquett,
Bis sie der schöne Christ vom Tanze
Heimführet in sein seidnes Bett —
Ihr Grab, das wartet.

Doch einst, erwacht nach holdem Kosen,
Trifft sie zur Seit' das Lager leer;
Fern trägt das Schiff den Treulosen
Mit vollen Segeln über's Meer —
Das Grab, das wartet.

Die Jüdin rauft ihr Haar von Seiden,
Sie irrt am Strand umher und sucht;
Zum erstenmal mit tausend Leiden
Denkt sie des Wort's: Du bist verflucht —
Dein Grab, das wartet.

Ein bettelnd Weib auf Alpenwegen
Zieht heimwärts sie durch Nacht und Wind,
Am Abgrund, ohne Thrän' und Segen
Hat sie verscharrt ihr todtes Kind —
Ihr Grab, das wartet.

Daheim so stumm die Gräber trauern —
Wer ist's, der ihren Frieden bricht?
Ein Schatten an den Kirchhofsmauern,
Die Jüdin sucht im Mondenlicht —
Ihr Grab, das wartet.

Mit letzter Kraft der kranken Glieder
Rollt sie vom Grab den breiten Stein,
Spricht das Gebet der Väter wieder,
Legt sich dann selbst in's Grab hinein —
Es hat gewartet.

Literat

Bi

mit
in
begab
vorzüglich
schaftlich
er sich
kurzen
Charakteristik
trien,
in zwei
Der
gang,
warmen
sönlichen
hatte,
wie eine
der
gehen
nes
den
letztere
über

en,
hmerz,
kalten,
n,
hig

Georges Sand.

Wer bist du? sprich! Mit tausend heißen Trieben
Rankt sich mein Geist an deinem Geist hinan —
Wie kommt's, daß man dich ohne Schmerz nicht lieben,
Und ohne Liebe dich nicht kennen kann?
Bist du ein Weib, ein leibhaft=lebenswarmes,
Bist du ein Geist, der muthig Hülf' und Recht
Und große Sühnung fordert für ein armes,
Zu lang' in Staub getretenes Geschlecht?
Bist du ein Dämon? Sieh, die Menge glaubt es,
Doch ist so mild und priesterlich dein Wort!
Wir sah'n schon oft die Glorie deines Hauptes
Und dennoch scheucht's des Zweiflers Geist nicht fort.

Ich habe dich zuerst auf blauen Wogen
Wie eine trunkne Muse schiffen sehn,
Es waren Ranken um dein Haupt gezogen,
Den Mantel trug der Frühlingslüfte Weh'n.
Wohin du tratest, ward die Erde bunter,
Es duftet' Poesie, der Zauberbaum —
Und Viele die dir folgten, gingen unter
In tiefe Fluth, von Wunder und von Traum.
O Lelia du! dein großes Auge brannte,
Als ging's zum Kampfe, warst du stolz bewehrt,
Du warst halb Kriegerin und halb Bachante
Und tödtlich schön — fast wie ein nacktes Schwert!

Das ist vorbei! den Mantel umgeschlagen,
Im großen Aug' den Ernst der Priesterin,
So sehn wir dich in unsern bösen Tagen
Durch's Labyrinth der großen Städte ziehn.
In jenen Räumen des lebend'gen Todes
Zeigt deine Hand das Elend, kalt und tief,
Die Noth — die Kinder mordet, wie Herodes,
In deren Schaar vielleicht ein Heiland schlief.
Wir sehn beleuchtet von der Dichtung Gluthen,
Des Proletariers Ohnmacht, Kampf und Schmerz,
Wir sehn, wie Barrikadenhelden bluten,
Und hinter Lumpen manches Heldenherz.

Dran kennt man dich. Du bist nicht von den kalten,
Selbstsücht'gen Heuchlern blasser Poesie,
Den Wolkengängern, die's mit Geistern halten,
Doch mit dem armen Erdenvolke nie!
Es ist so leicht, die Menschen zu verachten,
Weil sie die Quintessenz des Staubes nur;
Viel größer ist's, sie liebend zu betrachten
Und kennen ihre arme Staubnatur!
Poet, verbinden willst du nicht die Wunde,
Die häßlich ist und deine Hand befleckt?
Poet, du wirst beschämt von einem Hunde,
Der seinem Herrn die Wundenmale leckt!

Du dreimal-weiblich Herz! Wie gingst du muthig
Der Wahrheit nach in ernster Frömmigkeit;
Du suchtest sie im Herzen, reich und blutig,
In der Natur und im Getrieb der Zeit!

Auf Alpenhöhen, wo die Tannen rauschen,
Am Meeresstrande, wo nicht Menschenspur,
Im Eis der Gletscher gingst du hin, zu lauschen
Dem Zwiegespräch von Gottheit und Natur!
Zu allen Weisen gingst du Rath zu holen
Für deines Herzens unermessnes Weh,
Und schlichst dich in der stillen Nacht verstohlen,
Ein Nikodem, zum milden Lamennais.

Am Schöpfungstage ward dem Weib geboten,
Auch den zu lieben, der das Herz ihm bricht.
Den kargen, klugen, lauernden Despoten,
Der innerstkalt von seinen Gluthen spricht.
Du dreimal=weiblich Herz! Dein ganzes Leben,
Ein Irregehn nach Liebe war es nur;
Du liebtest viel, drum sei dir viel vergeben,
Du sprachst zum Schöpfer durch die Creatur.
Daß du dich oft getäuscht an jenen Göttern,
Für die der Weihrauch deiner Brust gebrannt,
Das mußte sein — du durftest sie zerschmettern,
Weil sie dein Herz zuletzt zu schwach befand.

Du kamst zu spät! Mit Thränen möcht' ich's klagen,
Daß dies Jahrhundert dich zu spät gebar.
Auf Missolunghi hört' es auf zu schlagen,
Das einz'ge Herz, daß deiner würdig war!
Und eines Tag's wirst du dem Himmel sagen:
Die Erd' ist arm, wo trag' ich hin mein Weh? —

Und rufen wird's: Siehst du die Gletscher ragen?
Man kann noch sterben unter Eis und Schnee!
Wie Dolche sich in's Herz, in's warme graben,
So gräbt sich schmerzlich dir die Wahrheit ein:
Daß groß sein heiße: keinen Nächsten haben,
Und daß es traurig sei, so groß zu sein.

Du aber, Volk, das wagte sie zu lästern,
Sie zu verfolgen unter Hohn und Spott,
Eunuchen, Heuchler, Pfaffen, fromme Schwestern,
Poeten ohne Herz und ohne Gott:
Ich zürn' euch nicht. Ihr solltet sie verstehen?!
Für beßre Leute spar' ich meinen Zorn!
Sie hat im Himmel Rosen blühen sehen,
Doch nicht auf Erden wuchern euren Dorn!
Ihr habt ja niemals tiefres Weh empfunden,
Und glaubt, wer leidet, muß auch schuldig sein,
Ihr seht den Dulder mit der Stirn voll Wunden
Und wißt nicht, ob es Christus oder Kain.

Wie ihr das Weib entwürdigt und getreten,
Das faßt kein Wort in kalter, stiller Wuth,
Ihr spracht: es soll gebären oder beten,
Und weh' ihr dreimal, wenn sie Andres thut.
Wenn sie im Rath der Weisen wagt zu sprechen,
Wenn sie, gehöhnt, zuletzt die Kette bricht,
Und stolz ihr Recht begehrt, so ist's Verbrechen,
Und ohne Schonung haltet ihr Gericht.

Viel Kronen giebt es, dunkle, dornenvolle,
Die Gott den Kindern dieser Erde lieh;
Die schwerste doch, mit der der Herr im Grolle
Ein Weibeshaupt bekränzt, ist — das Genie.

— — — —

Aus „Ziska“, der ebenfalls bereits in sechster Auflage in demselben Verlage erschienen, wählten wir „König Wenzel“ und „Eine Mutter“.

König Wenzel.

Zu Novihrad im Kaisersaal
Da glüht der Wein im Goldpokal,
Der Becher klingt, der Würfel rollt,
Und hin und wieder läuft das Gold.

Nur König Wenzel lungert stumm
In der Gedanken Graun verloren,
Vom lauten Zecherlärm ringsum
Kommt kaum ein Ton zu seinen Ohren.
O welche Mähr von innern Qualen,
Von Schuld und Wahnsinn und von Graun,
Ist in den Furchen dieses fahlen
Entstellten Angesichts zu schaun!

Die Zähne von Gewissensbissen,
Sie haben diese edle Stirn
So tief zerwühlt und aufgerissen,
Bis Tollheit schlich in's wunde Hirn.
Mahnt nicht das Aug' das wilde, stiere,
An's Aug' entsetzlicher Vampyre?
Ein Lächeln, gräßlich, nicht zu schildern,
Liegt um den Mund, wie schreckbetäubt,
Der Bart ward greisig im Verwildern
Und wie vor innern Schreckensbildern
Ist ihm das karge Haar gesträubt.

Ist das der Stein im Kreis der Weisen,
Ist das die ritterliche Brust,
Ist das der Mund, der Frau'n zu preisen
Im wohlgestellten Reim gewußt?
Der in der weichen Hand der Minne
Ein Becher süßen Weines war,
Ist er verfallen ganz und gar,
Zum Knechte abgestumpfter Sinne?

Die Pfaffen haben ihn vergeben,
Es lodert Gift durch sein Gebein
Und wühlt mit immer tiefrer Pein
Sich in sein aufgerissnes Leben.
Wenn in der Brust, der qualdurchlohten,
Die ungeheure Pein erwacht,
Und der Erinnerung Hyänen
Mit scharfen krallenspitzen Zähnen
Ihm all' die halbvergessnen Todten
Aufwühlen aus des Herzens Nacht:

Dann stürzt er aus, ein toller Zecher
Mit lautem Fluch Becher um Becher,
Dann sieht er des Verrathes Natter
In jedes Kämmrers Auge ruhn,
Dann kriegt der Henker, sein Gevatter,
Mit Beil und Strang vollauf zu thun.
Dann ist sein ganzes Thun Entsetzen,
Der tollste Mord sein Zeitvertreib,
Dann läßt er, ach, sein eignes Weib
Von seinen Bastardhunden hetzen!

Ein lustig Lied geht heut im Kreise
Beim rothen Wein von Melnik um,
Der Herr allein, der kranke, greise
Sitzt theilnahmlos und todesstumm.
Die Rechte läßt den Becher sinken,
Er rollt mit Klingen unter'm Tisch,
Der Page holt ihn, füllt ihn frisch;
Nun muß voraus der Kämm'rer trinken,
Daß nicht vergiftet das Gemisch.

Der Martiniz spricht beim Gelage:
Wir lassen hell die Würfel schallen
Und fragen nicht, wie dieser Tage
Dem Lande selbst die Würfel fallen.
Mich dünkt, der Böhme wird's nicht leiden,
So lang noch Arm und Klinge fest,
Daß Siegismund mit falschen Eiden
Den Huß gelockt in's Mörderneſt.

Daß ein Concil von Kuttenträgern
Den Bann spricht ob ein ganzes Land,
Ob Reich und Curie sich verschwägern,
Der Böhme sühnt's mit Schwert und Brand.

Sein Wort verhallet im Getos,
Ein Ritter stürzet in den Saal:
O Herr, das Volk von Prag ist los,
Es braus't heran in wilder Zahl.
Hört ihr des Thurmes Glocken klagen?
Hört ihr des Volkes laute Wuth?
Die Schöppen haben sie erschlagen,
Nun wollen sie der Pfaffen Blut.
Der König hat das Wort vernommen,
Der Becher fällt aus seiner Hand,
In seinem Auge ist entglommen
Ein dunkel unheimlicher Brand.
Stumm wankt er zum Altan am Thurme,
Dort steht er starr, das Haar gesträubt,
Und lauscht entsetzt und wie betäubt —
Sein Purpurmantel weht im Sturme.
Da nahen tausendschaarig
Des Gerbers Marzik's Horden
Gebräunt und dunkelhaarig,
Das Auge wüst vom Morden.
Die Fackeln bluthroth schwingend,
Von Huß und Konstanz singend
Durchtoben sie die Nacht,
Daß aufgeschreckt, mit grellen
Gluthaugen in den Wellen,
Die Moldau auferwacht.

Hier stürmen wilde Schaaren
Hinan die Kirchentreppen,
Hier andre wieder schleppen
An Bildern und Talaren
Voran auf Lanzenspitzen
Die goldnen Bischofsmützen,
Pacifikale, Stolen,
Viel Plunder, schwarz und roth,
Ein Reichthum, wüst unendlich,
Der gläub'gen Armuth schändlich
Veruntreut und gestohlen —
Da schleppt er durch den Koth.

Hier Buben wild, mit Rasen
Durch's Pflaster hin der Straßen
Die feisten Pfaffen schleifen;
Hier andre ziehn und blasen
Triumph auf Orgelpfeifen.
Triumph! heut wird den Sündern
Gerechtigkeit gesprochen,
Die Kirchen sind erbrochen,
Beraubte wollen plündern.
Da giebt's Geschrei und Heulen,
Gezeter in den Lüften,
Wie man aus ihren Schlüften
Aufjagt des Zeitgeist's Eulen!

Herr Wenzel sieht's. Mit beiden Händen
Greift er an die gepreßte Brust,
Da spricht Herr Jörg: „Daß es so enden,
So kommen mußt', ich hab's gewußt.“ —

— Gewußt! der Blitz soll dich erschlagen —
Mein Schwert! du Hund, das zahl' ich noch —
Ihr haltet mich? — ihr dürft es wagen?
Zurück! ich bin der König doch!
Von unten her tönt tausendtönig
Her durch die Nacht das Racheschrein,
Im blanken Saale tobt der König:
„Laßt mich nur los, und gebt mir Wein!"
Er ringt sich los, er taumelt nieder,
Das Auge stier, die Stirne roth,
Er röchelt einmal — röchelt wieder,
Ein wilder Fluch — und er ist todt.

Eine Mutter.

Es gehet und wehet die Kunde durch's Land,
Es trafen die Heere am Moldaustrand,
Sie haben ein Treffen geschlagen,
Auf hölzerner Brücke, hoch über dem Fluß,
Da trafen die Deutschen die Kinder des Huß,
Die Kinder des Kelches erlagen.

Und unter dem Tritte der Pferde zerbrach
Die hallende Brücke mit Donnergekrach,
Es wichen die Pfeiler im Falle.
Die Reiter, das Fußvolk voll Wunden und Blut,
Sie stürzten kopfüber hinab in die Fluth,
Da sanken, ertranken sie Alle.

Die böhmische Mutter, sie höret die Mähr,
Ihr Sohn ist mit im versunkenen Heer,
Ihr letzter geboren, verloren.
Es heulet der Sturmwind, die Nacht ist kalt,
Sie flieht durch den sausenden, brausenden Wald,
Ihr letzter geboren, verloren.

Durch starrende Felsen, so wüst und so leer,
Kommt donnernd und brausend die Moldau daher
Um sinkende Trümmer und Thore.
Am Saume des Strand's, wo der Weidenbusch rauscht,
Da sitzet die Mutter und lauscht und lauscht,
Ein zerschossener Vogel im Rohre.

Und wie sie so lauscht mit dem Auge voll Gluth,
Da hebt sich und regt sich die grollende Fluth,
Es röthen sich seltsam die Wogen.
Ist's Glühen des Morgens, das so sie bestrahlt?
's ist Herzblut der Edeln, das also sie malt —
Und jetzt kommen Leichen gezogen.

Viel Leichen mit bleichem, erstarrtem Gesicht,
Sie kommen daher wie zum Todtengericht,
Den Blutschaum auf offenem Munde.
Gewappnete Krieger, ein gräßlicher Knäul,
Rings um sie die Wogen mit Klagegeheul,
Aufrauschend vom Grunde, vom Grunde.

Die Leichen der Pferde, sie schleppen so schwer
An Zügeln und Bügeln die Reiter einher,
Es grinsen die bleichen Gesichter,
Mit gläsernen Augen, mit wallendem Haar,
So treibt auf der Fluth die gespenstige Schaar,
Die Schaar sie wird dichter und dichter.

Die böhmische Mutter erfasset ein Graun:
O Herr des Himmels, den Sohn laß mich schaun,
Ihn, den ich geboren in Schmerzen.
O Jesus Maria, da nahet er schon,
Als blutige Leiche der herrliche Sohn,
Die klaffende Wunde am Herzen.

Was blickst mit metallenen Augen mich an,
Du sollst nicht schwimmen zum Ocean,
Mein wirst du, du herrliche Leiche.
Sie kämpft mit den Leichen, sie ringt mit der Fluth,
Sie trinket der Helden hellrothes Blut,
O, daß sie den Sohn nur erreiche. —

Vergebenes Ringen! nun ist es geschehn,
Es weichet die Erde, die Sinne vergehn —
O Herr und der Leichen kein Ende —
Die böhmische Mutter, der böhmische Sohn,
Sie treiben auf jagenden Wellen davon,
Im Krampfe verflochten die Hände.

— — — —

Es sollten hier zunächst sich Meißner's dramatische Dichtungen in unserer weiteren Darstellung anreihen, doch da sich des Dichters Thätigkeit in der jüngsten Zeit hauptsächlich auf die dramatische Dichtung richtet, so wollen wir uns eine speciellere Darlegung seiner bisherigen Leistungen auf diesem Gebiet bis zum Schluß unseres Buchs aufbewahren, und hier sogleich Mittheilung von andern Schriften Alfred Meißner's machen.

Da haben wir ein im Jahre 1849 erschienenes Buch „Revolutionäre Studien", das Resultat eines längern Aufenthalts in Paris im Winter von 1848 bis 1849 zu erwähnen. Das Buch zeichnet sich ebensosehr durch die möglichste Formlosigkeit, wie durch ein außerordentlich reiches Material, eine tiefe Empfindung, eine glühende Schilderung aus — es war mit einem Worte eine Probe von dem, was Meißner alles sein kann, und weist uns nach, daß er nicht nur einer unserer ersten Dichter bereits ist, sondern auch außerdem noch ein bedeutender Prosaiker sein wird, sowie er erst der Aufregung seiner Leidenschaft mehr Herr geworden. Das Buch ist allerdings der directeste Gegensatz von allen den vielen bis jetzt über Paris erschienenen Büchern, doch hat es viel Neues, viel Bedeutendes, selbst viel Schönes in sich, und hat zur Zeit seines

Erscheinens viele Leser gefunden. Wir müssen uns hier mit dieser kurzen Andeutung benügen.

Nicht unverwandt mit dem Inhalt des eben erwähnten Buches ist ein kurzer Aufsatz „Görgey in Prag", den der Verfasser früher in einem Journal mittheilte und uns zum Abdruck übermittelte. Derselbe ist von nicht unbedeutendem Interesse und folgt hier.

Görgey in Prag.

Wenn man Geschichte studirt, um die Typen zu entdecken, die einen specifischen Einfluß auf die Bewegung der Menschheit ausüben, trifft man auf eine Gestalt, die aus ihren zufälligen Verwandlungen heraus leicht erkennbar immer wiederkehrt, stets wo sie auftritt, mit Unheil in die Geschichte der Völker eingreifend — die dämonische Gestalt des Abenteuerers. Es ist dies ein Typus, ebenso scharf ausgeprägt, als der des Revolutionärs oder Zerstörers, des gebornen Herrschers oder wahren historischen Menschen, des Soldaten, des Religionsstifters, des Gesetzgebers u. s. w.

Aus einer zerrissenen Zeit, aus einer zerrissenen Jugend geht ein Mann hervor, stark an Energie und doch unvermögend seine innern Kräfte ins Gleichgewicht zu bringen, ein Fanatiker des Egoismus. Er

ist kein Herrscher und gehört nicht zu jenen souveränen Menschengestalten, in denen der Geist seine ganze Fülle und Wirklichkeit concentrirt zu haben scheint, aber er ist ihr geheimnißvoller Doppelgänger. Ihm ist nicht, wie dem wahrhaft historischen Menschen, keine Wahl gegeben, damit er nur das Eine und Einzige erfülle, was eben an der Zeit ist, er ist talentvoll, und zu Dem oder Jenem geschaffen. Gleichgiltig oder frech verneinend gegen die Begriffe des Sittlichen, hält er dabei mit eiserner Hand die Zwecke seiner Selbstsucht fest. In einer Welt, in welcher ihm Alles wankend und von Fäulniß durchfressen erscheint, ist in seinen Augen nur die geniale Kraft berechtigt, welche die flache Unbedeutenheit ringsum am keckſten mit Füßen tritt. Verhaßt werden ihm die Menschen der Principien, welche die Willkühr des Einzelnen brechen, und der ganzen Gesellschaft ihre Rechte vindiciren wollen, er begreift die Beweggründe ihrer Handlungen nicht, und hält sie für Schwärmer, Ideologen, Phantasten oder Betrüger. Er ist ohne Glauben, ohne Halt, und kann daher sich erwärmen für dies Princip oder jenes, kämpfen in diesem Lager oder in jenem.

Sein eigenes Leben, das ihm doch zuletzt ohne Werth ist, wenn es nicht immer aufs Neue wieder von Stürmen der Leidenschaft hin und hergeworfen

wird, kann er in exaltirten Momenten gern aufs Spiel setzen, aber seine Verworfenheit wird nicht schaudern, wenn er bei dem, was ihm ein Spiel ist, das Leben von Tausenden opfert. Sein einziger Glaube ist sein Ich, und dessen Glück; emporgehoben über das Gesetz der Gesellschaft steht er, der Mächtige, der Geniale, unmittelbar unter dem Einflusse eines Sternes. Aber, was er auch errungen, wie groß und bedeutungsvoll es auch sei, er wird es einst wieder hinwerfen und selbst zu Schanden machen; denn auf einer gewissen Höhe angelangt, überkommt den Geist, der durch kein sittliches Moment erfüllt ist, und keinen substanziellen Inhalt hat, ein Ekel an den menschlichen Dingen.

Wie der Abenteuerer durch genialen Anlauf das Höchste errungen, kann er im Schwindel des Augenblicks den Salto Mortale wieder zurückmachen in die Verachtung der Menschen. „Zurück in's Nichts! — Ist's doch eine Welt des Wahns, in der Alles eitel ist, und die auf die Dauer hin langweilt.“ — — —

Das sind Gedanken, die mir gekommen, als ein Haus mit einem dunkeln aber wohlbekannten Eingang, ein Haus, „am Tandelmarkt“ zu Prag, mich an einen Menschen erinnerte, der, eine der verwegensten Personificationen des Abenteuererthums einst ganz Europa mit seinem Namen erfüllte und nun, so vergessen und verloschen, wie eine gefallene Sternschnuppe, irgendwo

lebt, noch jung, mit einem Leben, das für alle Zeit aus ist, mit der eisernen Maske des Schweigens vor dem Gesicht, lebendig begraben.

Ich spreche von Görgey. Kennt die Geschichte viel interessantere Gestalten?

In wenig mehr als einem halben Jahre sehen wir diesen Menschen sich aus dem Nichts emporheben, durch geniale Kraft bis in die Bewunderung einer Welt. Wie von wunderbaren Sternen geschützt, scheint er zu seiner Zeit gleichsam bestimmt zu sein, die Geschicke Mitteleuropa's zu entscheiden. Ein roher und herzloser Feldherr, wird er dessenungeachtet von seinen Soldaten vergöttert. Ein Verächter der Principien und aller Dinge, die auf Principien gebaut sind, mag er dem Parlamente ebenso wenig gehorchen, als er die Republik anerkennen will, und ficht auf eigene Faust, gegen jeden fremden Plan sich sträubend, allein, abenteuerlich, die Demokratie verachtend, die ihn für ihren Krieger hält, im Kampfe, der ihn umgiebt, das Ziel der Herrschaft unverwandt im Auge behaltend. Sein Partner in der großen Bewegung, der hundert Gründe hätte, ihn als Verräther gefangen zu nehmen und vor ein Gericht zu stellen, wagt den Schritt nicht, übermittelt ihm vielmehr die dictatorische Gewalt, weil er glaubt, daß er sie erstrebe. Er aber, fremd im Innersten der Sache der Revolution

und der Republik, nimmt sie nur in die Hände, um sie wieder wegzuwerfen. Der Diktator von vierundzwanzig Stunden bedient sich der Diktatur nur, um sein Vaterland zu entwaffnen. Die Ebene von Vilagos wird das Waterloo der europäischen Demokratie. Ohne den letzten Kampf zu wagen, der noch so viel Wahrscheinlichkeit des Sieges hat, tritt der Feldherr zurück in das Nichts, und läßt zwei Jahre vergehen, ohne ein Wort der Vertheidigung zu finden gegen die Verachtung und die Anklagen einer Welt, die ihn mit dem infamirendsten aller Namen brandmarkt.

War es Ekel und Müdigkeit, die Görgey bewogen, die Waffen zu strecken? War's die Ueberzeugung, daß ein weiterer Kampf vergebens? War er ein Verräther gemeinster Art, vom Gold des Urals erkauft? War er, der Kluge, der Gefoppte der russischen Diplomatie?

Der Fortgang des Processes, der noch jüngst über Görgey erging und der jetzt nur zeitweilig ruht, weil ihn so viele andere Erscheinungen verdrängt haben, muß dies zu Tage bringen. Bisher haben auch seine Memoiren darüber kein Licht gebracht. Indessen will ich, weil dergleichen für Jeden, der auch nur den Namen des Mannes gehört hat, von Interesse sein kann, erzählen, woran mich das alte Haus, an dem ich vorüberging, gemahnt hat. Vielleicht tragen die kleinen Züge etwas zur Charakteristik eines Menschen

bei, der stets als eine der seltsamsten und geheimnißvollsten Naturen im Gedächtniß der Geschichte leben wird.

Es war, wenn ich mich nicht irre, im Jahre 1845, als Görgey nach Prag kam. Er war Oberlieutenant bei den Palatinalhusaren gewesen und hatte Jahre lang in kleinen böhmischen Dörfern garnisonirt. Damals hatten die ungarischen Regimenter noch Ungarn zu Officieren und die magyarische Reiterschaar im czechischen Lande liebte ihren Officier, so hart und rauh er auch war, weil er einen echt nationalen Typus ihres heimischen Adels darstellte; stolz und hochfahrend, den armen Mann verachtend, aber jung und kräftig, energisch und verwegen, ein trefflicher Reiter von eiserner Körperorganisation und in jeder männlichen Uebung ausgezeichnet, endlich auch ein Kamerad seiner Soldaten, wenn sie ihre Pflicht thaten. Aber Görgey war arm. Unter den andern Officieren, die reiche Cavaliere waren, galt er für den herabgekommenen Edelmann, den nur das „ritterliche" Wesen den Uebrigen gleichstellt. Der Sold eines österreichischen Lieutenants war und ist mager; Görgey trieb, um nur einigermaßen den Andern gleich leben zu können, eine Art von Pferdehandel, indem er Remonten kaufte, sie zuritt und wieder verkaufte. Ein demüthigendes Gewerbe! Görgey, den eine innere

Unruhe verzehrte, fühlte sich unglücklich in seiner Stellung. Seit mehr als 30 Jahren war Friede in Oesterreich, am Horizonte war keine kriegverkündende Wolke zu sehen, und nur auf dem Exercierplatze das Pulver zu riechen, war Görgey's Sache nicht. Nirgends zeigte sich für seine gebundene Kraft die Aussicht einer Thätigkeit, und dabei fühlte er sich krank vor Unruhe und Ehrgeiz. Um den Drang seiner Seele in physischer Müdigkeit abzukühlen, pflegte er, so erzählt mir ein verläßlicher Freund, tagelang in dem Garten eines Bekannten zu schaufeln und zu graben. Aber was fruchtet am Ende einer beklommenen Seele Schaufeln und Graben? Görgey kam bald zu dem Entschlusse, einen Stand zu verlassen, der keinen Reiz mehr für ihn hatte. Ein äußeres und rein zufälliges Ereigniß kam hinzu, diesen Entschluß zur Reife zu bringen. Im Wirthshause des Dorfes war eines Tages unter den Soldaten Streit ausgebrochen, Görgey, der durch den Lärm aufmerksam gemacht, mit der Wache hereingekommen war, forderte die Kämpfenden auf, sich verhaften zu lassen. Einer der Raufer widersetzte sich, Görgey schnell gefaßt, läßt ihn zusammenhauen. Diese rasche That machte in der damaligen, noch so gemüthlichen Zeit Aufsehen, sie schien barbarisch; der Oberlieutenant hatte einen Auftritt mit seinem Hauptmann und quittirte.

Dies Alles hatte ich gehört und beinahe wieder vergessen, als ich eines Tages aus den Hörsälen des Carolinums in das nebenanstoßende chemische Laboratorium trat. In weiten niederen Sälen brannten die Windöfen, auf den Tischen standen Flaschen mit Ingredienzen von allen Farben umher, eine Tafel mit Ziffern bedeckt, die Atomgewichte bedeuteten, stand in der Mitte, und vor ihren Retorten und chemischen Wagen mit vorgebundener Schürze und aufgekrempten Aermeln handirte die Schaar der Pharmaceuten. Da — als ich im Gespräch mit Einigen derselben stand, trat ein junger Mensch hinzu, den, obwohl er im Kostüm allen Uebrigen gleich war, ein Menschenkenner doch unter Tausenden sogleich als einen Ueberlegenen und zu einer That Berufenen erkannt hätte.

Er war schlank und hoch gewachsen, blond mit einem dünnen Barte, dabei doch überaus kräftig. Das ganz kurz geschorene Haar ließ eine breite Stirn frei, die grauen durchdringenden Augen sprachen von der kalten Ruhe einer concentrirten Seele. Der Blick dieser Augen war von eigenthümlicher Macht, es war der Blick eines Menschen, der über Alles hinaus war, auch über das Gewissen! Dieser Blick erschien Alles erforschen zu wollen, indeß er seinestheils jede Neugier entwaffnete. Der Mund sprach von großer Energie des Willens, darum her spielte ein Lächeln,

das ich nicht jetzt erst, seitdem der Mann seine Laufbahn gehabt hat, ein verrätherisches und angenehm täuschendes nennen würde. Niemand hätte diesen Menschen irgendwo übersehen können.

Es war Görgey, der ein Pharmaceut geworden war, nachdem er aus der österreichischen Armee ausgetreten.

Ich äußerte ihm, da wir ins Gespräch geriethen, meine Verwunderung über seinen raschen Standeswechsel; er lächelte ironisch. „Ich habe," sagte er „der Welt bisher als Husar nur mit meinem Sitzfleische gedient; ich habe die Arroganz zu glauben, daß ich ihr auch mit meinem Kopfe dienen könne." Dies „der Welt dienen" war übrigens nur eine Phrase in seinem Munde. Niemand dachte weniger, als er an die Welt und an allgemeine Zwecke. Aber den egoistischen Zweck verfolgte er mit eiserner Beharrlichkeit. Schon hörte man, daß er Tag und Nacht studire, um seinen Genossen zuvorzukommen, und in einiger Zeit galt er für den besten Schüler des Professors Redtenbacher.

Görgey hatte, wie dies in der österreichischen Armee üblich ist, oder wenigstens damals war, seine Officierstelle verkaufen können; er hätte dafür an zweitausend Gulden erhalten, nirgends hätte dies nach österreichischen Begriffen Anstoß erregt. Er verschmähte

diesen Handel, obgleich sein ganzes Vermögen jetzt in dem kargen Erlös von Verkauf seines Pferdes und seiner Uniformen bestand. Doch bezahlte er seinen Curs, wie jeder Andere, und kaufte sich alle irgendwie erforderlichen Apparate, um nur nichts mit einem Andern gemeinschaftlich zu haben. Seine Wohnung sagte er Niemand, denn er konnte sich nicht entschließen, irgend Jemanden ins Geheimniß seiner Dürftigkeit einzuweihen. Man erfuhr sie doch. Auf der Altstadt Prags, unfern der Universität steht eine Reihe alter, verwitterter Häuser mit Bogengängen. In diesen schmutzigen Arkaden, hier Lauben genannt, schachert eine Anzahl armer jüdischer Krämer mit allerlei Trödel, mit Tüchern und Westen, Leder und Bürsten, mit Eisenwerk, Regenschirmen und abgelegten Hosen. Es ist ein Ort, in den man sich ungern wagt, und führt den Namen des Tandelmarkts. In einem der schmutzigsten, ältesten und verwittertsten der Häuser, die dort stehen, drei Treppen hoch, wohnte Görgey, und in einem Gemach, das eigentlich nichts, als eine ausgeräumte Küche war.

Briefe von diesem merkwürdigen Menschen an einen seiner Freunde gerichtet, liegen vor mir. Wie Fackeln, welche das Innere eines unterirdischen Felsenpalastes beleuchten, lassen sie mich einen Blick werfen in ein Inneres, zerklüftet, wie ich noch keines gesehen.

Eine Seele, von jedem sittlichen Begriff entbunden, vor dämonischer Rastlosigkeit bewegt, krank vor Begier der That und Herrschaft, ergießt sich in den wildesten Rhapsodieen. Eine Leidenschaft erfüllt dies wüste Herz, es ist die Liebe, und nur in ihr findet die unersättliche und in ihrer Unersättlichkeit verschmachtende Seele einigen Inhalt.

Aber ein dämonisches Drängen reißt das leidenschaftliche Herz wieder in den Strudel; auf die Verkündigung seines Werths folgen die zerknirschten Geständnisse seiner Schlechtigkeit und in Staub und Asche windet sich der, der sich im vorhergehenden Briefe noch groß und edel dünkte.

„Ich wohnte mit Görgey zusammen", erzählt mir der gemeinsame Freund; „es war ein paar Jahre nach seiner Ankunft in Prag. Görgey hatte ein Stipendium und freie Wohnung erhalten, wir lebten in einem kleinen Zimmer, neben dem Laboratorium. Wenn wir, wie es oft geschah, zu philosophiren anfingen, kam Görgey immer wieder auf die Negation des Sittlichen zurück. „Gut handeln", pflegte er zu sagen, „heißt nichts anders, als klug handeln; durch Unklugheit im Nachtheil sein, heißt schlecht sein. Ein tüchtiger Egoismus, der über die feigen Bedenklichkeiten der Massen hinaus sieht, bedingt die wahre Größe des Mannes. Das Glück oder das Unglück entscheidet

das Weitere.“ Eine Freude war es dieser eigenthümlichen Menschennatur, der Welt ringsum den bittersen Hohn ins Gesicht zu werfen, ihrer cynisch zu spotten und sie, die er in ihrer Nichtigkeit und Schalheit erkannt zu haben glaubte, auch praktisch mit Füßen zu treten.

Görgey hatte eine wunderbare Fähigkeit, die verschlossensten Seelen wie Muscheln zu öffnen, um sich ihres Inhaltes zu bemächtigen. Unwillkührlich und kaum zu wissen, wie es geschehen, — erzählt mir ein gemeinsamer Freund — sah ich ihn im Besitz aller meiner geheimen Pläne und Zwecke. Zuerst bedauerte ich dies nicht, bald aber sah ich, daß ich ihm nichts mit der Zeit anvertraut habe, was er nicht als Waffe gegen mich zu gebrauchen wußte. Er hingegen, wie verschlossen! Wohl bezeichnend ist das Wort, das er später hinwarf, als er seine Intriguen gegen Kossuth begann: „Wenn die Mütze auf meinem Kopf,“ sagte er, „von meinen Gedanken wüßte, ich würde sie verbrennen und von da an baarhaupt gehen.“ Dieses Wort hat eine innere Verwandtschaft mit dem Worte Jago's:

„Traun, wenn mein äußeres Thun je offenbarte
Des Herzens angeborne Art und Neigung
In Haltung und Geberde, dann alsbald
Will ich mein Herz an meinem Aermel tragen,
Als Fraß für Krähn! Ich bin nicht, was ich bin!“

Im Kleinsten wie im Größten war sein Ehrgeiz gleich mächtig. Das Ganze der chemischen Wissenschaften hatte er schneller bewältigt als jeder Andere, um der Erste zu sein. Aber auch im Kleinsten wollte er den Preis haben. Wir turnten zusammen. Bei jeder gefährlichen Uebung, die wir machen sollten, sah man: Görgey wird sie ausführen, oder sich zu Tode stürzen.

Ein capriciöser Hang nach dem Sonderbaren lag in ihm. Ich erzähle hierüber nur einen Zug, aber einen Zug, der ihn bezeichnet. In einer Nacht im December saßen wir auf dem Zimmer der Assisenten der Chemie, mehrere Freunde, Mediciner und Pharmaceuten, zusammen. Draußen rieselten die Flocken schweigsam und gleichförmig nieder, die Räder der Wagen und die Schritte der verspäteten Zecher knarrten auf dem hartgefrorenen Boden. Wir, im lebendigen Gespräch, fühlten uns behaglich im Zimmer und konnten uns trotz der vorgerückten Stunde nicht entschließen, aufzubrechen.

Der Freund, der das Zimmer inne hatte, und dessen Gäste wir waren, heizte auf Staatsunkosten, mit „kaiserlichem Holze", wie man es nennt, die Stube. „Wahrlich", sagte ich, „man lernt das Haus erst schätzen in solch einer Nacht, wie diese. Wenn drau-

ßen im Schnee an einer bekannten Stelle ein Schatz zu holen wäre, man zöge es vor, im Warmen bleiben."

Görgey näherte sich dem Fenster und blickte schweigsam auf die Terrasse hinaus, die mit Schnee bedeckt war, und unter dem Strahl des Mondes silbern flimmerte. „Das Zimmer ist gar zu warm geworden", sagte er endlich, „ich werde heute auf der Plattform schlafen."

Wir lachten und fuhren in unserem Gespräche fort. Als aber endlich die Stunde kam, wo wir doch aufbrechen mußten, weil unser Wirth, der immer schläfriger geworden war, zu Bette gehen wollte, und im Begriff stand, uns die Thür zu weisen, nahm Görgey seine „Bunda", den ungarischen, mit schwarzem Schafpelz gefütterten Mantel, und stieg durchs Fenster auf die Terrasse hinaus. Noch glaubte ich, er scherze, als ich gewahrte, daß er sich wirklich ruhig auf dem Schnee bettete. Umsonst war alles Rufen, er war schlafen gegangen und sollte erst am andern Morgen zurückkehren.

Der Winter verging, der März kam und mit ihm die Revolution. Der Wiener Aufstand erschütterte auch das Prager Pflaster, und ohne einen Kampf miterlebt zu haben, gewann Prag ein gar revolutionäres Aussehen. Wenn sie auch keinem Schlachtfeld oder keinem Kriegslager glich, die alte Stadt sah

doch plötzlich einem Theater ähnlich, auf dem eine militärische Maskerade aufgeführt wird. Nirgends, in ganz Deutschland, nirgends gab es wohl ein so närrisch phantastisches Wogen und Treiben. Da gingen Männer in weißen, rothverbrämten Schnurenröcken und hatten — trotz der Hitze des Sommers, seltsame verschollene Pelzmützen aus der Zeit Georg von Podiebrad's auf dem Kopfe. Diese und die Pistolen im Gurte, die Schleppsäbel zur Seite, gaben die Herrn als Mitglieder der Swornost zu erkennen. — Dort wieder, noch fabelhafter aussehend, wandelten Repräsentanten ferner, wie man sie damals nannte, „Stammverwandter" Länder. Die einen waren ganz weiß, in die Tracht der Drähtebinder gekleidet und hatten dabei die enganliegenden Hosen, den Rock und selbst den Hut mit farbiger Stickerei illustrirt. Die andern prangten in Pumphosen und Röcken von schwarzem Sammet. Es waren Studenten, die aus der Slowakei und Croatien gekommen, um in der alten Stadt der Libussa das Feuer slavischer Begeisterung zu schüren. — Alles trug einen Säbel, eine Muskete, oder hatte doch mindestens ein recht unbrauchbares Ungethüm von einer Lanze auf der Schulter. So wogte es durch die Gassen und über die Plätze, vom Wenzelsbade bis drüben auf der Kleinseite, wo der Nationalausschuß seine Berathungen

pflegte. Dabei flogen den Juden die Fenster ein und das Lied Schuselka nám píse erbraus'te als czechische Marseillaise.

Für Görgey war nichts von allem dem da, er betheiligte sich an keiner der wohlfeilen Demonstrationen, die damals fast täglich stattfanden; ruhig arbeitete er im Laboratorium weiter und schrieb, indeß in den Hörsälen daneben die Studentenversammlungen tobten, und Uffo Horn die alte Schwedenfahne schwengte, für Justus Liebig's Journal — über die „Fettsäuren im Kokosnußöl!“ Unwillkührlich muß Einen der Gedanke packen, wie alles spurlos verschwunden ist, was damals von einer frischen aber unklaren Jugend so laut und stürmisch verhandelt wurde, während die That dessen, der damals so still zusah, noch immer so unvertilgbar und folgenreich dasteht. Unheimlicher Mensch! da schaffte er fort und fort, als ob sich an der Form der Welt nichts verändert habe, und konnte die Sekunde abwarten, bis ein Stoff in seinem Tiegel zu schmelzen begann. Noch sah er nichts vor sich, was die Zukunft einer Thätigkeit versprach; das darauf Erwartete erschien noch nicht in seinen Retorten!

Es kam der Mai, der Juni, die ersten Anzeichen eines Kampfes tauchten im südlichen Ungarn auf. Görgey hatte sich inzwischen verheirathet. Er hatte,

als er von einem Mädchen, dem er mehrere Jahre hindurch den Hof gemacht, einen Korb erhalten, mit plötzlichem Entschluß, um ihr zu zeigen, wie wenig ihm daran liege, ihre Gouvernante, eine Französin, zur Frau genommen. Bald darauf war er verreist und man vernahm, daß er sich in Wien um eine Professur der Chemie bewerbe.

Abermals brachte die Wiener Octoberrevolution Prag in große Aufregung. Die dortige deutsche Jugend, welche in der Wiener Bewegung eine Sache der Demokratie erblickte, und die Czechen, die diesen Aufstand lästerten, standen sich in furchtbarer Erbitterung gegenüber. Da — mitten in der revolutionären Zeit erschien abermals ein Bekannter in den Gassen Prags. Es war Görgey, damals schon Honvedmajor in der ungarischen Armee, die bei Schwechat stand.

„Was machst Du hier?“ fragte ihn erschrocken Der und Jener seiner ehemaligen Studiengenossen.

„Ich werbe für die ungarische Armee“, erwiederte er lachend.

Dies freche Heraussagen der Wahrheit entwaffnete den Verdacht, indem es die Leute verblüffte. In der That war der ungarische Officier nach Prag gekommen, um die dort ganisonirenden Palatinalhusaren zum Abfall und zur Rückkehr in ihre Heimath zu bewegen.

Görgey blieb mehrere Tage in Prag. Ob er etwas ausrichtete, weiß ich nicht zu sagen. Bald darauf war er wieder verschwunden, eben als man seiner habhaft werden wollte.

So ging er hin auf seinem geheimnißvollen Wege durch Siege zur Macht und zum selbstbereiteten Untergang. Aber selbst auf der Höhe seines Ruhmes und Glückes trauten Diejenigen, die ihn gekannt hatten, seiner Ehrlichkeit nicht. „Sobald die Sachen anfangen werden schief zu gehen“, sagte einer seiner genauesten Bekannten, „wird Görgey zu den Russen übergehen, oder capituliren.“ So sehr auch die Thatsachen zu widersprechen schienen, der Freund blieb bei seiner Behauptung. Endlich führte der Streit hierüber zu einer Wette. Da — am Tage des 18. Augusts erschien die unglückliche Nachricht von der Waffenstreckung bei Vilagos an den Ecken der Straßen. Der Freund, der fortwährend Görgey's Unehrlichkeit behauptet hatte, lag krank in Sternberg, einem kleinen Badeorte, einige Stunden von Prag entfernt, darnieder. Die Freunde, die mit ihm so oft über ihren alten Collegen gestritten, fuhren sogleich zu ihm hinaus, der sich inzwischen um Politik nicht hatte kümmern können.

Wie steht es mit der Wette? fragten sie beim

Eintreten. „Ich bleibe dabei," sagte der Kranke, „Görgey ist falsch, er wird übergehen oder capituliren."

„Du hast gewonnen," sagten die bestürzten Freunde, ein Placat aus der Tasche ziehend. „Hier ist die Nachricht von der Capitulation vor Vilagos, — mit vierzigtausend Mann und zweihundert Kanonen hat er die Waffen vor den Russen gestreckt!"

— — — — — —

Eine mehr lyrische Prosa schreibt Alfred Meißner in dem 1854 bei Herbig in Leipzig erschienenen Buche „Am Stein. Skizzenbuch vom Traunsee."

Der Dichter hat sich in das versteckte kleine Paradies des Traunsee's zurückgezogen, jenes wunderhübsche Naturbildchen, über das der 4000 Fuß hohe Traunstein seine Schatten wirft. Und in diesem Versteck hat er sich wieder das Verborgenste ausgesucht, ein einsam liegendes Wirthshaus, in dem der Dichter mit einem Freunde mehrere Monate in aller Zurückgezogenheit von seiner andern Welt lebte. Wenn auch ein wenig Schwärmerei bei solchem Sichzurückziehen im Spiele ist, so liegt doch neben dem Reiz dieser Schwärmerei in einer solchen Ein-

samkeit auch der Vortheil und Genuß, den ein sich sammelndes, sich beruhigendes Gemüth uns bietet. Vielleicht hatte der Dichter das Bedürfniß einer solchen ungestörten Ruhe, und suchte sie in jener Einsamkeit.

„In einer malerischen Bucht des Traunsee's," schildert er seinen Sommeraufenthalt, „auf einem grünen, mit wechselvollem Baumschlag bekleideten Bergabhang liegt das Wirthshaus am Stein. Dieses umfassen uralte Nuß- und Ahornbäume, die eine ungewöhnliche Höhe erreicht haben und ihre frischgrünen Kronen in einander verschmelzen, weiter oben Buchen, durch die das Eichhörnchen streift, dazwischen dunkelfarbige Eiben, und ziehen einen Kreis von Schatten und Kühle. Das Wirthshaus selbst, einstöckig und mit Schindeln gedeckt, die in der Sommersonne wie Silber glänzen, ist das gerade Gegentheil einer lärmenden Dorfkneipe, eine wahre Schenke aus Arkadien oder irgend einem fabelhaften Idyllenlande. Still und geräuschlos labt sich darin der wandernde Krämer, der seine Tragbahre auf der Bank vor dem Hause niederstellt, der Fleischer, der vom Gebirge mit dem keuchenden Hunde und dem eingekauften Kalb ankömmt, das er am Fenstergitter anbindet, um eine Weile zu rasten, ja auch zuweilen der vorüberreisende Maler im romantischen Costüm; aber nur selten dröhnt die

Kegelstatt von den fallenden Kegeln; die Zechgelage, Räusche und Schläge sind hier eine so seltene Erscheinung, daß man versucht wäre anzunehmen, beredte Mäßigkeitsapostel hätten hieher die erfolgreichsten Missionen unternommen. Und doch ist nur die geldarme, drückende Zeit die Ursache davon.

Von dem Sommersitz aus, vor dem Wirthshause, welche Aussicht! Der Traunsee, blau und unbewegt wie ein Spiegel, ist hier von einem Kreis der prächtigsten Berge umschlossen. Dem Haus gerade gegenüber am jenseitigen Ufer erhebt sich die furchtbare Pyramide des Traunsteins; sein ebenbürtiger Nachbar, der Edlakogel*), der in seiner untern Hälfte dunkelbewaldet, dann mit schroffen, stahlgrauen Felswänden hinansteigt, spitzt sich zuletzt wie ein phantastischer Felszahn oder wie ein Schneckenhorn zu. Ihm gegenüber, auf dem andern Ufer, erhebt sich die Vornau, ein langhingestreckter Bergrücken, wie eine Festung, mit Mauern, die sich durch den Wald hinziehn. So wunderbar klar ist die Luft, daß das silberne Blinken des Ruders, das die azurne Fluth des Sees durchschneidet, auf stundenweiter Entfernung wie ein Blitz das Auge trifft, und man den über dem Seebecken

*) Kogel, hier zu Lande eben so viel wie Bergkegel.

kreisenden Adler mit dem Auge verfolgen kann, bis er sich im Walde des Sigisbachs niederläßt.

Auf einer Landzunge, tief in den See gerückt, steht Traunkirchen, die ehemalige „Residenz" eines Jesuitengroßmeisters, jetzt ein armer kleiner Flecken, dessen Mauern und Thürme im Sonnenschein blendend weiß herüberschimmern. Bis zu diesem kleinen Orte zieht sich vom Stein im Halbkreis ein Weg hin, am Ufer entlang, das so romantisch ist, wie nur irgend die Ufer sein könnten auf dem Eiland der Circe. Man wundert sich nur, daß diese Aussicht fest bleibt und nicht wie ein schöner Traum verschwindet.

Doch ist dies alles gar wenig bekannt und besucht. Das Dampfschiff, das von Gmunden aus seine Passagiere nach Ebensee und Ischl befördert, hält nicht an und fährt in halbstündiger Entfernung, fast nur durch seine Rauchwölkchen bemerkbar, vorbei. Mit diesem Schiffe vorüber gehn die kranken oder erholungssüchtigen Diplomaten, die Engländer mit dem rothen Buch unter dem Arm, die Majestäten und all die unglücklichen Märtyrer des modernen Reisefanatismus, die sich auf ausgestandene touristische Anstrengungen etwas einbilden, wahre Reisefakire, die sich rühmen mit Entbehrungen, Kasteiungen und Tausenden zurückgelegter Meilen. Alle ziehen vorbei, Keiner landet, Keiner würdigt eines Blickes das silbergraue Schin-

deldach, das halb in den Bäumen verborgen, freilich sonst nichts Seltenes aufzuweisen hat, als gute Menschen. Ja wohl ist's eine verschollene Wohnung! Die Welt könnte seit Wochen in Krieg und Flammen stehn, und das Krähen des Haushahn bliebe hier die einzige Unterbrechung der Stille!

— — — — —

Es war Abend geworden. Eine dunkle Röthe überzog die Zacken und Zinken der furchtbaren Gebirgspyramiden und gab einen violetten Schimmer den dunkeln Fichtenwäldern, die deren minder jähe Abhänge bekleideten. Von Traunkirchen hallten die Glocken das Ave-Maria herüber; und sogleich ließ sich aus dem Erdgeschoß das Gebet der Insassen und der in der Gaststube anwesenden Gäste, ein Durcheinander von Männer-, Frauen- und Kinderstimmen vernehmen. Die Wirthin zeichnete das Kreuz auf die Stirn und verließ uns.

Allmälig verstummten die Glocken, verstummte das Gebet, nur die Grillen zirpten eintönig durch die Stille des Abends weiter. Die glühenden Farben der Berge verloschen. Um ihren hin und her in den Thälern verstreuten Wohnungen zuzuwandern, machten sich die Gäste zum Aufbruch bereit. Wir hörten durch die offenen Fenster die gewechselten Grüße:

„Behüt Di Gott, Wirthin!“ „Behüt Eng Gott! Morgen e wen'g.“ Und sie gingen in ihren unscheinbaren Kleidern, malerisch durch die Abendbeleuchtung, den Kogel hinab. Die langen Alpenstöcke, mit Eisen beschlagen, hörte man noch lange auf den Steinen klappern.

Nun ward es still am Stein. Der Mond stieg, beinahe voll, hinter den Bergen empor und zog eine goldene, zitternde, funkelnde Straße quer über den See, dessen Wellen der hier gewöhnliche Abendwind bewegte. Die Wasserfläche glänzte und blendete, als wenn Millionen Diamanten und kostbare Edelsteine aus dem Grunde heraufkämen, hinabsänken und wieder zum Vorschein kämen. Schweigend, unbewegt ragten die Kronen der Bäume, die das Haus umgeben, in die Luft empor, nur „Frauenkäferln“ (Leuchtkäfer) schwärmten mit grünem Licht im Grase des Bergabhangs und im Schatten der Gebüsche. Ein tiefer, aber beinahe wehmüthiger Friede lagerte sich um das Herz der Reisenden, als sie zum Fenster hinaussahen. Hier also lebst du verlassen, verschollen! Hierher trieb dich der Mißmuth, manche erlittene Unbilde, manche unverschuldete Kränkung, und du forderst von den Gebirgslüften den Balsam, der dich heile und wiedergebe dem Leben! Hie und da in der weiten Welt fragt vielleicht ein Freund den andern, wo du wohl sein magst, und Niemand weiß es zu sagen!

Da erwachen längs des Ufers die Feuer von Knaben, die Krebse fangen, und spiegeln sich in der dunkeln Fluth; fern, jenseits des goldnen Wegs, den das Mondlicht über den See gebaut hat, erschallen Ruderschläge und ein Lied, von Mädchen gesungen, tönt aus einem Kahn, der sanft und leise dahergezogen kommt. Bald erschallt auch ein Jauchzen von der Landseite her, es kommen ein paar Burschen den Strandweg entlang und singen aus voller Brust die vier Zeilen eines Liebesliedes, wie sie hier so gang und gäbe. Sehnsucht und Jubel liegt in den Tönen. Da die Burschen immer näher kommen und einen Pfad am Stein vorbei einschlagen, vernimmt man auch die Worte. Der eine Bursche sang:

Herziger Schatz,
Schöner Himmelsschlüssel!
Steh auf, komm an's Fenster,
Laß mich ein a Bissel!

Der Andere begann.

Mein Dirndel heißt Reserl,
Ist reserlat (rosig) gemal'n.
Hab die Kaiserin g'sehn —
Hat mir nöt so gut g'falln.

Beide sangen zusammen:

Früh von der Morgenröth,
Bis der Tag owi (hinab) geht,
Und die ganz' Nacht dahin
Liegt mir Eine im Sinn!

So erschallen die Lieder. Es ist nämlich heut eine der drei Nächte der Woche, wo die Burschen dieser Gegend nach uraltem Herkommen, den Kiltgängern im Berner Oberlande ähnlich, ihren Mädchen einen Besuch abstatten. Man nennt dies Gasseln, die Nächte selbst „Gasselnächte.“

Allmälig verhallen auch die Stimmen und Schrite. Die Glücklichen haben Einlaß gefunden. Nur die Grillen sind noch munter und zirpen weiter. Die Reisenden, am Fenster gelehnt, können der milden Nachtluft und des Blicks über den See nicht satt werden.

Nein, das ist kein Grabgewölbe, in das sie gesperrt sind. Es ist eine fremde, schöne Welt! Die Ahnung, die Gewißheit schöner Tage tritt vor uns hin. Lange lauschten wir noch dem See, der beim erwachenden Wind wie eine sanftbewegte Brust leise zu athmen schien, dann schlossen wir das Fenster und die erste Nacht am Stein war voll lieblicher Träume.

Das ist also des Dichters Wohnsitz für einen Sommer gewesen, hier hat er auch zum größern Theil das kleine Buch geschrieben.

Wir können nicht sagen, daß dies unter besonderm Beistande der Götter geschehen sei. Die Anforderungen, welche wir an des Verfassers großes Talent zu machen vollständig berechtigt sind, werden durch diese Skizzen nicht erfüllt, denen es zu sehr an einem eigentlichen Inhalt fehlt. Es war für den Verfasser schwierig, den geringen Inhalt, den sein Buch bietet, so schön zu formen, daß man über dem Aeußern wenig an das Innere dachte; die Figuren, die er zeichnet, sind an und für sich so inhaltslos, daß nur die gelungenste Zeichnung darüber hinwegsehen lassen kann, und nicht immer ist ihm die Zeichnung völlig gelungen. So ist ihm z. B. die Figur des Dorftanzmeisters vortrefflich gelungen, aber die Figur des Wiener Fiakers ist im hohen Grade widerlich und unangenehm. Wie konnte der Verfasser z. B. die Scene mit diesem Lump im dritten Kapitel so über alles Maß ins Langweilende hin ausdehnen!

Nachdem wir diesen allgemeinen und speciellen Tadel ausgesprochen, wollen wir nicht länger anstehen, das mancherlei Schöne zu erwähnen, was in diesem Buche enthalten ist. Es sind mehrere Kapitel darin, in denen man ebenso viel Interessantes als Schönes

lies't, wir rechnen dahin besonders außer dem ersten das neunte, zehnte und zwölfte Kapitel; im Allgemeinen indeß wollen wir recht wohlmeinend dem Dichter rathen, für die Folgezeit größere, gewaltigere Stoffe für seine Feder zu wählen, als den in diesem Buche. Meißner's Phantasie sprudelt viel zu gewaltig, seine Malerei ist zu farbenprächtig, und am Ende auch producirt er seinen Freunden nicht allzuviel, als daß er nicht in der Wahl seiner Stoffe glücklicher sein sollte. Er möge das eben seinen vielen Freunden und Verehrern zu Liebe thuen!

Wir entnehmen dem Buch „Am Stein" das zehnte Kapitel als Probe.

Zehntes Kapitel.

Erzählungen am Küchenherde. — Meister Klaus will lustige Weihnachtstage feiern. — Seine Irrfahrt im Nebel. — Wie das Schicksal zuweilen Gläubigern ihre Schulden eintreiben hilft. — Wie Meister Klaus doch keine lustigen Feiertage hat. — Was für eine Henne ein böses Eheweib siedet. —

Einige Tage nach unserem Sturm und Schiffbruch saßen wir spät Abends mit unseren Hausleuten beisammen. Die Erinnerung an diese verhängnißvolle Wasserfahrt war in uns noch ganz frisch und wir erzählten auf die Aufforderung der Anwesenden hin noch einmal alle Einzelnheiten derselben, allerdings mit dem Humor, den dem erzählenden Helden des Abenteuers die süße Gewißheit einflößte, daß er sich dabei auf einem festen Elemente befinde, das nicht die Gewohnheit hat, empor zu stürmen und auf die zu Grunde Fahrenden zusammenzuschlagen.

Wir saßen an diesem Abende wieder auf unserem beliebten Platze, in der alten, schwarzangerauchten Küche. Diesen Ort, den wir zuerst gemieden, hatten wir allmälig lieb gewonnen und suchten ihn gar gerne auf. Und so des Abends, wenn das Tagwerk der Köchinnen aufgehört hat, die Dünste verflogen sind, auch die Fliegen nicht mehr belästigen, sondern nur ganz leise an der Decke surren, die mit einer schwarzen, kostbar funkelnden Steinkruste überzogen ist: da wurde die Küche auch ein gar poetischer Ort. Um den großen, uralten, wurmdurchstochenen Tisch herum rückte Alles traulich an einander, und indeß auf dem Herde die letzte Gluth flackerte, erwachten gar oft und gerne die Geister der Mittheilung, und einmal erzählte Dieser, ein anderes Mal Jener manche alte Geschichte und manches Erlebniß aus der hiesigen Gebirgsgegend.

Jetzt erhob die Wirthin ihre Stimme.

„Nun mußt Du daran, Schneider,“ sagte sie, „und mußt erzählen, wie Du einmal vor Jahren zur Fahrt vom Traunstein bis herüber nach Traunkirchen zwei Tage gebraucht hast.“

Unsere Augen wendeten sich nach dem Winkel der Küche, wo halb in Dunkel gehüllt, halb vom schwachen Scheine der Herdgluth beleuchtet, der Schneider-

meister Klaus auf dem Fensterbrette saß und seine Pfeife rauchte.

Der Schneider war gar oft Abends ein Insasse der Küche. Dort, im Kreis der guten Leute mochte er es vergessen, daß er einsam sei und nie ein Feuer auf seinem Herde haben werde. Und was ist trauriger, als wenn ein so alter Mensch daheim einen Herd hat, auf dem es nie lebendig wird? Der Herd ist ja wirklich der Altar des Hauses, der Grundstein und das Sinnbild der in sich geschlossenen Familie, und darum liegt für alle Herzen ein Zauber im Worte: am eignen Herd, am heimischen Herd!

Der haus- und herdlose Schneider, der oft des Abends der einzige Gast im Wirthshause war, ließ sich meist sein Glas Bier in die Küche bringen, und nahm es in die Ecke mit, von der aus er den Anwesenden seine stille Theilnahme schenken konnte. Selbst seinen alten Bekannten gegenüber furchtsam und blöde, mischte er sich nie in das Gespräch, und nur dann, wenn die Kinder, wie dies oft geschah, ein Almlied anstimmten, pflegte er lebendig zu werden und mit einem unaussprechlich tiefen Baß einige Töne der zweiten Stimme anzugeben. Nun, als man ihn in Gegenwart von Fremden zu erzählen aufforderte, wollte er sich nur noch tiefer in den dunklen Winkel zurückziehen, aus dem zuletzt nur seine ohnehin stark

geröthete Nase, vom Flackerschein des Herdes beleuchtet, hervorsah.

„Heraus, Schneider! An den Tisch, Schneider!" rief es, und schon faßten die Buben ihren alten Freund, um ihn hervorzuzerren.

Das Glas, das er eben an den Mund hatte setzen wollen, sorgfältig in der Hand tragend, trat Meister Klaus vor.

„Da hat man's!" sagte er. „Daß ich vom Traunstein bis nach Traunkirchen, wo ein Anderer eine halbe Stunde fährt, einmal zwei Tage gebraucht habe, das kommt Jedem spaßig vor. Und so möchten die Leute auch lachen, wenn Einer saget', man hätte ihm zwei Tage lang einen Zahn gerissen. Was er dabei für Todesangst ausgestanden hat, daran denkt Niemand."

Nach dieser für ihn langen und peinvollen Rede wollte der Schneider wieder in seinen Winkel zurück. Aber diesmal faßten ihn die Mädchen und zogen ihn auf einen Schemel zwischen sich nieder. Diese Nähe begeisterte den Schneider, der, wie alle seine Zunftgenossen, ein Bewunderer des Frauengeschlechts ist. Er sah langsam zuerst das eine, dann das andere Mädchen an, und ein süßes Schmunzeln spielte über sein breites Gesicht.

Es war bekannt, daß der Schneider seit jener

Fahrt eine unüberwindliche Scheu vor dem Wasser bekommen habe. Er pflegte zu sagen, daß allerhand Spuk darauf sein Wesen treibe. Was er eigentlich ausgestanden, hatten wir nie erfahren können; wir drangen also alle in ihn, zu erzählen.

„Es wird halt wieder drauf hinauslaufen," sagte er, „daß ich ausgelacht werde, und man mir sagt: Wärst Du doch auf einem Bock herübergeschwommen! Ich aber sage: da soll der Teufel schifffahren, wenn man hinten vom Steuerruder aus nicht mehr die Spitze der Plätten sehen kann! Und so ist's damals gewesen! Einen solchen Nebel hat seitdem Niemand mehr gesehen, und Alle, die mich heute auslachen, hätten es damals nicht besser gemacht."

Wir versprachen, ernst zu sein.

Meister Klaus begann:

„Im nächsten Winter werden es gerade zehn Jahre sein, da nähte ich für meinen Nachbar eine Weste. Es war beinahe die einzige Bestellung, die ich damals vor den Weihnachtsfeiertagen bekommen hatte. Gewöhnlich hatte ich in den drei letzten Wochen zuvor alle Hände voll zu thun, diesmal standen wir schon in der Woche vor dem Christabend und von keiner Seite wollte ein Kunde kommen. Mein Weib brummte und hatte nur böse Worte, weil sie sah, daß wir auf

diesem Wege wahrlich keine fetten Feiertage zu erwarten hätten.

„Wie ich so dasaß, in meinen traurigen Gedanken versunken, pocht Jemand an die Thür und der Müller vom Karbach tritt in die Stube. Wenn ich ihm nicht zehn Gulden für Mehl und Gries schuldig gewesen wäre, so hätte ich mich über sein Kommen sehr gefreut; so aber hollah! dacht' ich, der wird sich eine ganze Ladung Kleider machen lassen und da kannst du die ganze Woche Stich für Stich thun und auf Abrechnung deiner alten Schulden arbeiten!"

„So war es auch! Jacken, Hosen und Röcke, alles sollte ich machen, nur nicht viel Geld kriegen. Der Karbachmüller sagte:

„Ich komme schon spät, Du wirst wohl viel zu thun haben?"

„Und ich Esel antworte! O großer Gott! ich versteh' die Leute nicht mehr! Gar nichts giebt's zu thun, als gäb es keine Weihnachten heuer!"

„Nun dann ist's gut," erwidert der Müller, „so pack' nur zusammen und komme die Woche über zu mir in die „Stör".*) Einen Zwanziger kriegst Du

---

*) Wenn sich der Meister mit oder ohne Gesellen in ein Haus begiebt, dort bei dem Kunden selbst die Arbeit zu vollenden, wofür gewöhnlich die Kost und eine Kleinigkeit an Baarem gezahlt wird, so nennt man dies „in die Stör gehen."

noch überdies täglich. Natürlich nicht ganz, denn die Hälfte werde ich auf deine alte Schuld abzieh'n."

„Ich dummer Kerl sage wieder: Recht gern, recht gern! Mit dieser Weste hier bin ich gleich fertig! Die Plätte vom Krämer krieg' ich zum Ueberfahren alleweil'. Du kannst auf mich rechnen, Müller."

„Der Müller war zufrieden und ging. Aber kaum war er draußen, so mußte ich mich über mich selbst furchtbar ärgern. Dabei mußte ich noch das Schelten meines Weibes anhören."

„In dem Augenblick tappt wieder Jemand an die Thür und da tritt der Schenkwirth unter dem Traunstein herein."

„Du mußt mir einen Gefallen thun," sagt er gleich beim Eintreten, „ich bin Dein alter Kunde, zahle Dir gut, lasse Dir's in der Kost nicht fehlen; laß Alles liegen und komme gleich zu mir. Die ganze Woche über wirst Du bei mir in der Stör zu arbeiten haben."

„So war es auch. Der Schenkwirth war ein prächtiger Kunde, gab vollauf zu essen und zu trinken, und — lieber Gott — auf die Weihnachten wollt' ich auch ein paar Kreuzer behalten, so sagte ich: „Alles laß ich im Stich, die Plätte ist unten, ich komme gleich."

„Der Schenkwirth geht und ich freue mich selbst darüber."

„Dennoch, als ich den Rock schon nahm, sage ich zu meinem Weibe: Der Müller wird furchtbar fluchen! Es ist doch nicht recht, daß ich ihn so zum Narren habe.“

„Jetzt pack' Dich,“ schreit mein Weib. „Weib und Kinder müssen Dir die Nächsten bleiben!“

„Das jagt mich um so schneller aus dem Zimmer. Ich kette den Kahn des Krämers los, steige ein, und rudere bei einem schönen, aber frostigen Wetter zum Traunstein hinüber.“

„Am Weihnachtstage gegen Mittag wurde ich dort mit meiner Arbeit fertig. Der Wirth bezahlt mich und die Wirthin steckt mir noch ein Stück Bunkel*) in die Tasche. Der Nebel, der um diese Jahreszeit gewöhnlich schwer auf dem See liegt, war an diesem Tage so dicht, wie ich ihn noch nie gesehen habe. Ich aber stelle mir das nicht so arg und nicht im Geringsten gefährlich vor, und denke: gerade gegenüber liegt ja Traunkirchen, der Wind bläst ein wenig vom Lande her, darnach wirst du dich richten. So steig' ich in's Schiff, stoße ab, und fange zu rudern an.“

„Da mir daran liegt, recht bald nach Haus zu kommen, damit mein Weib Zeit hat, noch etwa Gutes zum Abendbrod zuzurichten, streng' ich mich furchtbar

---

*) Ein trockener, mit Rosinen gefüllter Kuchen.

an, daß mir trotz dem Frost der Schweiß vom ganzen Körper herabläuft. Gott weiß, wie lange ich schon gefahren bin! Mir kommt es aber jedenfalls schon wie eine gute Stunde vor."

„Sollte ich denn noch nicht am andern Ufer sein? frag' ich mich endlich. Es war so schwer, sich zurecht zu finden, da ich nicht einmal die Spitze meiner Plätte genau sehe und folglich von der ganzen übrigen Welt ganz und gar nichts!"

„Nun aber wundert mich das so sehr! Wie solltest du irre fahren? denke ich; der Wind bläst ja noch immer von rechts, wie er beim Ausfahren geblasen hat, so gerade wie möglich bist du auch immer gefahren; das Gescheidteste wird sein, du fährst in der Richtung, in der du bist, immer gerade zu."

„Ich fahre zu, aber mit der größten Anstrengung. Vom Ufer ist nichts zu sehen, stockfinster ist es auch schon geworden, kein Schiffmann, den ich fragen könnte, fährt vorüber; es ist zum Verzweifeln!"

„Der eine Fuß, den ich beim Rudern ausgestreckt hatte, war mit der Sohle auf der Platte angefroren. Meine Finger waren schon so starr, daß ich das Ruder nicht in der Hand halten konnte, und doch durfte ich es auch nicht herabfallen lassen. Und wie ich so arbeite und steif und fest denke: ja, ja, da hinaus mußt du, der See muß ja doch einmal sein Ufer

haben, da fängt es mir vor den Augen zu flirren an, wie im Schwindel."

„Allgemach kommt es mir vor, als wäre ich doch schon mehrere Stunden gefahren, ich stutze — und halte einen Augenblick still."

„Währenddem ich die Hände in die Tasche stecke, um sie zu erwärmen, läuft mir vom Gesicht der Schweiß herunter, und die Haare und der Bart sind von Nebel und Schweiß wie mit einem furchtbaren Reife belegt. Doch tröste ich mich: Jetzt ist doch gewiß das Schlimmste vorüber!"

„Plötzlich erschallt von ferne ein starkes Glockengeläute."

„Heiland der Welt! ruf' ich, da haben wir's! So fahr' ich schon vier Stunden! Jetzt ist's sechs Uhr Abends, man läutet zum englischen Gruß!"

„Hollah! denke ich darauf, jetzt mußt du nach dem Geläut doch erfahren, wo du bist. Ich kenne doch die Glocken ringsherum, aber — die von Traunkirchen waren es nicht."

„Wäre ich so fehl gefahren und befände mich in Gmunden? Aber die Glocken von den Kapuzinern oder der Pfarrkirche schienen es mir auch nicht."

„Dann könnten es nur die von Ebensee sein."

„Aber die sind nicht so groß!"

„Aber was liegt daran, eine Ewigkeit lang fahr'

ich, und gehörig dunkel ist es auch. Man läutet den englsichen Gruß. Wird mein Weib toben!"

„Ich werde zaghaft wie ein Kind, und bleibe auf der Ruderbank sitzen, ohne zu rudern, und kann mich gar nicht entscheiden, wohin ich soll."

„Das Geläut schweigt schon lange. Alle Element! denk' ich dann, fahr' noch einmal in einer und derselben Richtung, und kommst du nicht irgendwo an's Land, so kann es gar nicht mit rechten Dingen zugehen!"

„Ich fahr' und fahre. Kein Ufer, kein Blick in die Wälder, kein Berg ist sichtbar; es ist, wie wenn ich, in einem ledernen Sacke eingenäht, dahingeschleppt würde! Kein Wunder, daß mir zu Muthe war, wie wenn ich der Einzige übrig wäre auf der Welt, und so wie Dieser, wie der ewige Jude, immerfort zufahren müßte, bis an's Ende der Tage!"

„Zu dem allem, stellen Sie sich vor, hatte ich nichts Warmes im Leibe! Der Frost beginnt mich zu schütteln, ich beginne kleinmüthig zu werden und möchte schon lieber das Ruder hinwerfen, da ich doch bei aller Anstrengung nichts zu Wege bringe. Auch war es so windstille, wie immer zu solch' einer Nebelzeit, daß ich gar nicht erwarten durfte, daß mich entweder der Ober- oder Niederwind, die doch das

ganze Jahr hindurch über den See hinstreichen, irgendwo an's feste Land treiben würde."

„O weh! dachte ich. Jetzt ist es aus! Das Wochengeld hast du in der Tasche, und wirst dir vielleicht nie mehr etwas dafür kaufen! In einer Stunde längstens mußt du erfroren sein!"

„Da, wie ich so dasitze — meinem Schicksal überlassen, und wie mir so allerlei sonderbare und kleinmüthige Gedanken durch den Kopf schießen — da hör' ich einen Lärm, ein Schlagen des Wassers, wie von vielen Rudern. Einen Augenblick darauf hör' ich schon deutlich, wie sie taktgemäß eingreifen. Eine Menschenstimme klingt hindurch, ein Salzschiff muß das sein, denk' ich, oder eine andere große Plätte, die ganz nahe an mir, und doch ohne daß ich etwas von ihr sehen kann, vorüber fährt."

„Da krieg' ich Muth und rufe so laut, als ich nur vermag:

„He! wer da, Leute! Ich bin der Klaus! seht Ihr mich denn auch nicht? Wo liegt Traunkirchen?"

„Die Ruderer sind ganz nahe."

„Da schallt es mir entgegen:

„Traunkirchen liegt dort, wo es gestern gestanden hat! Wenn Du zum Johannisberg kommst, sagt Dir's jedes Kind!"

„Dieser Spott bringt mich in eine neue Ver-

zweiflung; aber ich schreie noch weiter. Aber man hört mich entweder nicht, oder kümmert sich nicht um mich, auch hör' ich kaum mehr das Schlagen der Ruder."

„Die Kniee fangen mir zu schlottern an, mein Kopf wackelt, ich falle auf den Sitz zurück und möchte fast weinen."

„Endlich faſſ' ich das Ruder wieder und arbeite, eigentlich mehr, um nicht zu erfrieren, als in der Hoffnung, an ein Ziel zu kommen."

„Plötzlich stoße ich an, daß ich, ungefaßt, wie ich war, beinahe rücklings in's Waſſer zurückgetaumelt wäre. Der Kahn aber, festgerannt und mit der Spitze emporgehoben, scheint auf einem Ufer zu stehen."

„Ich tappe heraus — und bin am Lande. Ellenhoch und unbetreten liegt dort der Schnee. Ich strenge meine Augen an, etwas zu sehen — ich höre von der Höhe ein Waſſer herabrieſeln, Tannen und Kiefern stehen so tief, ein Haus steht im Winkel zwischen den Abhängen. — Wo bin ich?"

„Groß war meine Freude — aber eben so groß der gleich darauf folgende Schrecken, als ich erkenne, daß ich in der Karbachmühle bin."

„O Gnade Gottes! ruf' ich aus. Dir wird der Karbachmüller heimleuchten! Auf jedem anderen Fleckchen zu landen wäre beſſer geweſen, als hier!

In die Stör bin ich zu ihm nicht gekommen, die Schuld abarbeiten wollt' ich auch nicht, und jetzt komm' ich gerade zum Nachtmahl."

„Wie ein Dieb schleich' ich um's Haus. Kein Fenster ist beleuchtet, die Hausthür ist angelehnt, aber ich sehe kein Fünkchen auf dem Herde."

„Was soll das bedeuten? denke ich. Schlafen sie schon? Soll ich hinein gehen? Das wäre was, die Leute noch zu wecken!"

„Wie abgeschreckt tappe ich der Streuhütte zu, wo ich mich in die Hobelspähne hineinwerfe und mich mit einigen Mehlsäcken, die ich im Finstern aufgreife, zudecke."

„Ich beschloß aber, nicht zu schlafen, denn ich wollte mich nur ein wenig erwärmen und unsichtbar, wie ich gekommen war, wieder aus der Karbachmühle verschwinden, ehe noch eine Menschenseele aus dem Bette gestiegen."

„Zum Glück hatte ich noch den Bunkel in der Tasche. Ich zog ihn hervor und aß ihn, ein Stück nach dem andern auf, während ich hin und her dachte, wie es mir auf der Fahrt ergangen war und wie ich jetzt dem Karbachmüller in die Hände gerathen."

„Traurig, wie ich wurde, verfiel ich auch hier wieder einmal darauf, wie mir ein Stück Bunkel,

der mir jetzt so gut schmeckte, einmal das Leben gerettet, und zwar zu einer Zeit, wo ich ihn noch nicht kauen konnte, als ein neugeborenes Kind."

„Ich bin nämlich ein halbes Findelkind und meine Mutter, die eine Magd beim Lehmbauer, einem gar harten Menschen, war, hatte mich heimlich geboren, in ein Hafersieb im Kuhstall niedergelegt und war dann wieder, als ob nichts geschehen wäre, an die Arbeit gegangen. So hat sie es drei Tage getrieben, daß man nichts erfahren hat. Nun ist es aber Gewohnheit, daß man den Kindern etwas Geweihtes beilegt; wenn man das nicht hat, bindet man, wie Ihnen bekannt sein wird, ein Stück Brod in die Windeln, weil das ja auch schon eine Gottesgabe ist. Meine Mutter band mir in meine Windel, die aus einem schadhaften Unterrock bestanden, ein Stück vom Bunkel ein, den sie beim Lehmbauer am Sonntag gehabt hatten. Am dritten Tag, da sie schon fürchtet, daß Alles an den Tag kommt, nimmt mich meine Mutter aus dem Kuhstall weg, läuft den Bach hinauf und setzt mich halb von Sinnen, wie sie war, im Hof des Steinmüllers aus. Dort findet mich die Steinmüllerin am Morgen. Die Hebamme aber, die gleich dazu kommt, wie schon solche Weiber überall dabei sind, die Nase in Allem haben und Alles wissen, sagt, wie sie das Stück Bunkel sieht, das herausge-

fallen ist: Das ist ein Lehmbauerbunkel, und von seiner Magd muß das Kind sein."

„Da fällt der Steinmüllerin meine Mutter ein, die früher bei ihr in Diensten gestanden, und sie dauert sie herzlich, denn sie übersieht gleich, welche Noth sie zur Weglegung des Kindes bewogen haben muß. Die brave Frau verspricht, sich meiner anzunehmen, und thut es auch viele Jahre hindurch. Kurz, durch den Bunkel war es kund geworden, wohin ich gehöre, und als bald darauf meine Mutter erkrankte und starb, nahm sie mich völlig zu sich in's Haus, und ich verdanke ihr viele Wohlthaten."

„Doch — ich bin von meiner Seefahrt abgekommen."

„Während ich so kümmerlich daliege und jeden Augenblick denke, wie es wäre, wenn der Karbachmüller plötzlich mit einem Stecken heranpolterte, — denken Sie sich, wie man doch auf das Unschuldigste zu einem rechten Esel werden kann! — war keine Menschenseele im ganzen Hause."

„Als ich die Glocken auf dem See hörte, die, wie ich glaubte, das Ave Maria läuteten, war es schon vier Stunden später, und sie wurden gezogen, um die Leute in die „Mette"*) zu rufen. Der Kahn

*) Die Messe in der Christnacht.

mit den vielen Ruderern, der knapp an mir vorüberfuhr, und aus dem mir die höhnische Antwort zugeschrieen wurde, war eben die Plätte des Karbachmüllers, der sich mit den Seinigen und allen Hausleuten darauf befand und in die Kirche nach Traunkirchen hinüberfuhr."

„Statt in der Strohhütte zu liegen, hätte ich auf das Ungenirteste in's Haus eintreten, mir ein Ueberbleibsel vom Nachtmahl wärmen, hätte die Uhr ansehen, ja mich auf zwei Stunden in das Bett des Müllers hineinlegen können! — So ist es aber, wenn der Mensch nicht weiß, was mit ihm geschieht, und ich mußte schon hundertmal deswegen über mich selbst lachen."

„Da ich nun, wie gesagt, nichts von alledem wußte, so ängstigte ich mich jedesmal, so oft ein Stück Schnee von einem Baumast herabrollte, that auch kein Auge zu, um nicht überrascht zu werden, bis ich endlich es an der Zeit glaubte, meine Rückfahrt anzutreten."

„Warm war mir nicht, aber doch so, daß ich nicht, wie früher, auf der Stelle erfrieren zu müssen glaubte. Leise erhob ich mich und vorsichtig, daß die Holzspähne nicht zu sehr raschelten, schlich auf den Fußspitzen um das Haus herum — o ich Dummkopf! es war ganz leer und ich hätte noch ein Stück Braten mitnehmen

können, wenn ich gescheidt gewesen wäre — und sprang in meinen Kahn."

„Vom Spitzelstein, der über mir stand, ging der Mond auf und sah ganz blaß durch den Nebel, ohne sichtbar zu sein. Das war ein Beweis, daß sich die Luft noch immer nicht verdünnen wollte."

„Es sah recht schrecklich aus. So sollte es nach dem Untergang der Welt aussehen, nur Schnee und Finsterniß waren ringsum; es fehlte bei meinen Aengsten nur noch die Angst, daß ein wilder Eisbär, wie in Lappland, herausgekommen wäre, um mich anzupacken!"

„Nichts desto weniger wurde ich wieder heiterer und dachte, daß es meinen Muth recht beleben würde, wenn ich meine Pfeife im Munde hätte. Ich zündete sie an und zog mir von der Stelle aus, wo ich stand, eine gerade Linie nach Traunkirchen."

„Dann stieß ich ab und arbeitete aus Leibeskräften."

„Nachdem ich wieder eine gute Stunde gefahren war und kein Land — kein Land erblickte — warf ich das Ruder plötzlich hin und mir kam es vor, als ob ich aus diesem Nebel, der wie ein Zaubergefängniß ohne Wände war, niemals wieder hervorgelassen würde. In meiner schrecklichen Verzweiflung sagt' ich einmal: Geht es auch heute noch so fort, so bin ich

hin! Hätt' ich mich doch lieber in der Karbachmühle gemeldet und mich dafür, daß ich nicht in die Stör kam, ausschelten und zur Noth auch ausprügeln lassen!"

„In diesem Augenblick schlug die Uhr. Eins! Zwei! Drei! Und so zählte ich bis Zehn!"

„Genau erkannte ich die Uhrglocke auf dem Johannisberge."

„O! dacht' ich, mag's jetzt zehn oder zwölf sein! Jetzt bist du schon beim Johannisberg und so gut wie in Traunkirchen!"

„Ich fuhr auf die Richtung, von der aus mir der Schall zukam, neubelebt los."

„Aber um Himmelswillen! Eine Stunde bin ich gewiß wieder gefahren und komme aus dem Nebel doch nicht heraus! Tabak und Bunkel sind hin, der Frost schüttelt mich, kurz ich bin in einer Lage, daß ich die Fahrt nicht länger mehr aushalten kann."

„Zum Rudern, das mich schon so sehr angestrengt, hatte ich kein Vertrauen mehr, mir fiel ein, so recht aus vollem Halse zu schreien, in der Hoffnung, daß mich wohl irgend Jemand hören, sich melden und mir auf diese Art eine Fahrrichtung zurufen könnte."

„Gedacht, gethan! Ich brülle wie ein wilder Ochse, und kaum habe ich das eine Weile so getrieben, richtig! da meldet sich Einer. Ich drehe mich um, da ruft von der entgegengesetzten Seite eine andere

Stimme, der noch mehrere andere folgen, und fast alle durcheinander."

„Jetzt wußt' ich armer Mensch eben so wenig, als zuvor. Gewiß war es, daß ich nahe beim Ufer war, ob aber in Traunkirchen oder in Ebensee — wer weiß es!"

„Endlich dacht' ich, von dieser Seite her kamen die Stimmen. Dahin fahre! Ich thue es langsam, thue es vorsichtig und arbeite wieder eine lange Zeit!"

„Da stößt plötzlich der Kahn an festes Land."

„Ho! denke ich, jetzt hast du's getroffen; da bist du schnurgerade gefahren. Ja, wenn sich Stimmen melden, das giebt Einem die Marschroute an!"

„Ich steige aus dem Kahn, um doch zu sehen, wo ich bin und recht schnell in's Wirthshaus zu kommen."

„Da seh' ich hochaufgeschichtetes Holz, dort rieselt ein Bach, oder eine halbgesperrte Klause — ich gehe, scharf um mich her sehend, weiter — um Himmelswillen, da steht die Karbachmühle, wie sie ist, wieder vor mir!"

„Denken Sie sich meinen Schrecken! Alles war nutzlos gewesen, was ich seit der Zeit ausgestanden, als ich das letzte Mal vom Lande stieß — jetzt komme ich dem Karbachmüller noch dazu in die Hände!"

„Und richtig, ein oder zwei Menschen kommen heran, reden laut — ich sehe sie noch nicht, aber der

Eine ist seiner Stimme nach jedenfalls der Karbachmüller; — ich mache keine Umstände und verstecke mich hinter dem Holzstoß!" —

„Wie ein Dieb, der ertappt werden soll, zittere ich an allen Gliedern. Da sagt der Karbachmüller: Das Holz muß gleich fort, sobald die heiligen Tage vorüber sind."

„Sie können sich denken, wie mir zu Muthe war, wie Der vom Holze sprach."

„Da sagt der Andere: Es steht ohnehin lange schon. Sehen Sie auf die andere Seite hin, dort, wo der Regen hinzu kann, da wird es schon recht faul."

„Er sagt es kaum, und schon steht der Karbachmüller vor mir."

„Da hätte ich vor Schreck umfallen können. In meinem Kopfe drehte sich Alles."

„Was macht der Schneider hier? fragte der Karbachmüller recht verwundert."

„Ich fange an mich aufzuraffen, will schnell sprechen, stottere aber erst recht, weil ich nämlich nicht weiß, was ich so blitzschnell sagen soll. Plötzlich sagte ich, ich glaube, das ist recht gescheidt gewesen:

„Nichts für ungut, Herr Müller, ich habe Ihnen in die Stör zu kommen zugesagt, aber ich hatte es dem Schenkwirth unter dem Traunstein schon früher

versprochen. Es thut mir recht leid, daß ich meine Schuld bei Ihnen noch nicht abgearbeitet habe."

„Der Müller antwortet:

„Bist Du närrisch, Klaus! Heute ist ja ein heiliger Tag! Ueberdies hättest Du es nicht versprechen sollen, wenn Du es nicht halten konntest. Ich hatte Dich ja zuvor gefragt, ob Du nicht andere Arbeit vor Dir hättest. Nun, es thut nichts. Die Sachen liegen noch dort, und Du kannst Dich gleich nach dem Stephanitag daran machen."

„Herzlich froh, daß ich so loskomme, und wieder über mich selbst ärgerlich, daß ich mich vergeblich geängstigt, gehe ich mit dem Müller in die Stube. So froh ich auch war, daß ich warm saß, so glauben Sie mir's, bin ich doch in beständiger Verlegenheit vor einem jeden Menschen, dem ich etwas schulde. Das macht mich immer ganz verwirrt."

„Der Müller sagt: Klaus, soll ich Dir nicht einen Topf Kaffee wärmen lassen?"

„Ich schrecklicher Esel, sage kleinlaut: Danke, Danke, ich habe heute schon zweimal Kaffee getrunken!"

„Nun? so hast Du noch nicht gemittagmahlt? fragt der Müller."

„Hören Sie, da komme ich in eine schreckliche Verlegenheit, und sehe mich immerfort nach einer Uhr um, um sagen zu können, ob ich gemittagmahlt oder nicht!"

„Auf gut Glück sage ich endlich: Ich sagte meinem Weib, daß sie mir es auf die Platte stelle, bis ich Abends heimkomme.“

„Da sagt der Müller: Hast Du Dir denn gestern durch doppeltes Essen den Magen verdorben?“

„O Gott behüte, gab ich zur Antwort, und ich hätte mir eigentlich das Essen nicht auf den Abend aufheben sollen. Das war dumm; jetzt wär' ich froh, wenn ich es da hätte!“

„Ah so, sagte Müller, drum wolltest Du keinen Kaffee, weil Dir ein Stück Kalbfleisch lieber wäre?“

„Ich lache und kriege richtig als erste Stärkung einen Teller Kalbfleisch.“

„Kaum gesättigt, laufe ich schon wieder hinaus, um nach dem Nebel zu sehen. Zu meinem Erstaunen fängt er sich zu zerstreuen an; es ist wie wenn er nur zu meiner Plage auf dem See gehangen hätte.“

„Ich werde heiter, stopfe mir die Pfeife und bin auch recht froh, daß Niemand von meiner schrecklichen Irrfahrt etwas ahnt. Denn da kennen Sie die Leute hier zu wenig, um zu wissen, wie lange sie wegen so etwas, wie mir zugestoßen, den unschuldigsten Menschen auslachen können!“

„Ich werde immer lustiger, trinke schon das zweite Glas Bier aus und half auch einmal dem Müller austrinken, als dieser aus der Stube gegangen war.

Es war, wie wenn ich bei der Seefahrt den letzten Wassertropfen ausgeschwitzt hätte."

„Da — in diesem Augenblick höre ich draußen die Kette eines Kahns rasseln, gleich darauf mehrere Stimmen — darunter auch eine Weiberstimme — und was für eine! zu meinem größten Schrecken die Stimme meines eigenen Weibes!"

„Ich weiß nicht, ob ich hinauslaufen und ihr schnell das Wochengeld in die Hand drücken soll, damit sie keinen Scandal vor den Leuten mache — oder was sonst das Beste sei. Aber da kommt schon mein Weib mit dem Müller herein."

„Mein Weib sieht aus, als ob sie über mich herfallen wolle und beginnt:

„Ist ein solcher Mann kein Lump, der am heiligen Tag und am Weihnachtsabend vom Hause ausbleibt und den Lohn allein durchbringt?"

„Was denn, was denn! so halte nur das Maul! ruf' ich und halte ihr in der Faust das Geld hin."

„Sie aber sieht es nicht und der Müller sagt inzwischen:

„Aber der Schneider sagt mir ja eben, daß er vom Hause kommt! Er wollte von mir nicht einmal den Kaffee annehmen. So satt war er."

„Satt? ja das glaub' ich! ruft mein Weib. Der gönnt es seiner Gurgel. Aber warte nur Spitzbube!"

„In dieser schrecklichen Lage war ich auf dem Punkte, Alles zu gestehen. Das Schelten meines Weibes, von dem Sie sich freilich gar keinen Begriff machen können, ließ es aber nicht zu. Als es endlich durch Vermittlung des Müllers ruhiger wurde, fing ich die lamentable Geschichte von gestern Nacht und von heute Morgen zu erzählen an.“

„Der Müller lachte unendlich, mein Weib aber wollte die Geschichte nicht recht glauben. Erst als der Müller bestätigte, daß er gestern auf seiner Fahrt in die Mette meine Rufe gehört habe, schien sie ihr glaubwürdig. Aber darum sah sie noch keineswegs versöhnt aus. Ich gab ihr mein ganzes Geld, was aber doch nicht zur Folge hatte, daß sie ein besseres Gesicht gemacht hätte. Darauf riß sie mich aus dem Zimmer und wir fuhren über den See nach Hause.“

„Da der Nebel verschwunden war, fuhren wir heim ohne zu irren.“

„Zu Hause angekommen, sagte ich zu meinem Weibe, um es in einen guten Humor zu bringen: Gehe sogleich zum Fleischhauer hinüber und hole ein Fleisch wie Du es willst! Natürlich meinte ich dabei, auch für mich! Sie ging und kam zurück, brachte aber ein so kleines Stück, daß ich, als ich es sah, gleich sagte:

„Das Fleisch ist schön, aber unser Zweie haben

nicht genug daran. Behalte es ganz für Dich. Für mich schlachte eine alte Henne."

„Sie antwortete kein Wort darauf und hatte draußen immerfort viel zu schaffen. Ich sah in den Hof hinaus, wann sie hinausgehen und die Henne fangen werde. Da es aber nicht geschah, glaubt' ich, daß ich richtig nichts bekomme."

„Als endlich die Essenszeit herankam, brachte sie ihr Fleisch herein, das gar appetitlich aussah und stellte es auf den Tisch. Wo ist die Henne? fragte ich, wirklich recht bescheiden."

„Sie antwortete barsch: Sie ist noch nicht gar gesotten!"

„Ich, freudig überrascht, sagte freundlich: So iß nur Lisi, iß! ich kann ja warten!"

„Endlich geht sie heraus, holt die Henne und stellt sie auf den Tisch. Aber denken Sie: wie hat sie sie gesotten? Ganz so, wie sie ist, mit allen Federn! Nur, daß ihr die Füße abgehackt waren, im Uebrigen lag sie so auf der Schüssel, wie sie sonst auf dem Miste herumlief."

„Was ist das? ruf' ich ganz entsetzt."

„Mein Weib antwortete: Die ist kaum halb so schiech (so häßlich) wie Du bist und Dich muß ich mein ganzes Leben lang verdauen!"

„Das war mein Nachtmahl nach meiner unglück-

lichen Seefahrt. Ich war so empört darüber, daß ich aufstand und aus dem Zimmer ging. Aber dieser Aerger hatte doch auch sein Gutes. Ich ging in's Wirthshaus, wohin ich mich ohne diesen Vorfall gar nicht getraut haben würde."

* * *

Hier endete der Schneider seine Geschichte.

Nun war es noch düsterer in der Küche als gewöhnlich. Die Flamme der Kerze hatte sich tief in das Gehäuse des Leuchters hinabgezogen und nur die alte braune Wanduhr ging munter pickend hin und her. Den Zuhörerkreis übersehend, bemerkte ich, daß Manche sich still und unbemerkt auf und davon gemacht hatten, und Manche ruhig im Schatten auf der Ofenbank schliefen.

Nur ich war der Erzählung bis an's Ende gefolgt. „Schneider," sagte ich, „Ihr könnt kaum denken, wie große Aehnlichkeit Eure Fahrt, in ihrem Ausgang besonders, mit jener hatte, die vor Jahrtausenden ein gewisser Odysseus bestanden. Auch dieser irrte im Nebel unb landete, ohne es zu wissen. Freilich er hatte ein besseres Weib daheim und war ein König! Wenn ich einst im Winter an den Traunsee denke, der jetzt im Mondlicht so hell daliegt, und den man mit dem Dampfschiff in einer Stunde durchschifft, will ich mich auch Euer und Eurer Fährnisse erinnern.

Schade nur, daß, wenn ich die Letztere erzähle, ich Euch nicht auch eine verhältnißmäßige Berühmtheit verschaffen werde.“ Wir gingen auseinander.

— — — — — —

In dem bei Schlodtmann in Bremen für das Jahr 1851 erschienenen Taschenbuche „Germania“ trat Meißner auch als Novellenschreiber auf, mit der kleinen Erzählung „Eine frühe Schuld.“

Um dem Urtheil unserer Leser nicht vorgreifen zu wollen, theilen wir diese Erzählung hier mit, ohne unsere eigene Ansicht darüber vorauszuschicken.

Eine frühe Schuld.

Unter den Menschen, die mir im Leben begegnet sind, haben wenige auf mich einen so tiefen und eigenthümlichen Eindruck gemacht, wie ein junger Mann, den ich hier, wo ich seinen wahren Namen nicht nennen darf, als Eduard Falkland einführen will. Von der Natur mit allen Fähigkeiten ausgestattet, die einen großen Wirkungskreis öffnen und ihrem Besitzer einen glänzenden Platz unter seinen Zeitgenossen sichern, war er doch, wie durch einen Schicksalsspruch in sich selbst gebannt und dazu bestimmt, nur in sich zu leben, und, von den Menschen wenig oder falsch verstanden, alle Kräfte seines Innern nur sich selbst zu entfalten. Theinahmlos für die Bewegûng der Zeit, fremd ihrer Politik, ihrer Literatur feindlich, war sein Leben Einsamkeit und geheimnißvolles Schaffen zu eigener Beruhigung, nicht zu fremdem Nutzen und

Frommen. Es ist eine ausgemachte Thatsache, daß Naturen, welche einmal den Weg von der Gesellschaft hinweg in die Einsamkeit hinein gefunden, ihn wie von einer unheimlichen Kraft angezogen immer weiter verfolgen, bis sie ganz verloren gehn; Falkland war auf diesem Wege trotz seiner Jugend schon ein gutes Stück gegangen und so kam's, daß ihn die Welt aus den Augen verloren hatte, wie er seinerseits mit gediegenem Stolze auf sie verzichtete.

Durch Zufall kam ich ihm nahe und gewann, glücklicher als mancher andere, sein Vertrauen. Er öffnete mir seine verschlossene Natur, und gewann es sogar über sich, mich, nachdem ich manche Prüfung vortheilhaft bestanden, in die Werkstätte seines einsamen Schaffens einzuführen. Falkland war Poet und zwar einer der eigenthümlichsten, die mir noch vorgekommen. Man denke sich eine nordische Landschaft. Dort unter einem klaren Nachthimmel dehnt sich ein unermeßliches Land aus, an dessen scharfhingezeichneten Felsklippen ein Meer in ewiger Unruhe brandet. Wüste Schneegebirge leuchten aus der Ferne herüber, den Vordergrund unterbricht nur hie und da eine lebenbergende Hütte, ein grünender Baum. Der eintönige Pulsschlag des Meeres mißt den Zeitraum eines großartigen Schweigens ab. Da flammt auf goldenen Säulen das ernste Nordlicht empor, es beleuchtet die

starre Gegend, das brandende Meer, die Klippen, die fernen Schneegipfel — und unsägliche Trauer erfüllt das Gemüth des Beschauers.

Nur durch dies Bild kann ich den Eindruck wiedergeben, den Falklands Dichtungen auf mich machten. Ein kalter und strenger, ein verzweifelnsvoller Ernst bedingten ihren Charakter mit seiner Größe und seinen Gebrechen. Alles an diesen Schöpfungen war hart, dürr, trocken wie alter Basaltboden, aber Alles war auch groß und bedeutungsvoll. Sie hatten neben ihm, der mit großartigem Bewußtsein vom Werthe seiner Arbeiten sprach, bald keinen innigeren Bewunderer als mich.

Vor allen andern Dichtungen Falklands zog mich ein dramatisches Gedicht an, das die Erscheinung der ersten Schuld im Menschengeschlechte behandelte und jenen großartigen Charakter vorführte, der gewissermaßen als Erfinder des Mordes und der gewaltsamen Vernichtung durch den Haß für alle Zeiten in schauerlicher Größe dasteht: ich meine Kain. So merkwürdig das Gedicht in sich selbst schon war, so unbegreiflich ward es mir, als der Verfasser mir erzählte, daß er es zu einer Zeit geschrieben habe, wo das Gemüth gewöhnlich nur für die heitersten Erscheinungen des Lebens Sinn hat: am Ausgang des reifern Knabenalters, im siebzehnten Jahre! Der Proceß, wie

ein so junges Gemüth zu solchem Thema und solcher Darstellungsmacht gekommen, war mir ein Räthsel. Falkland erwiderte, daß eine erschütternde Katastrophe, die ihn damals betroffen, sein bis dahin heiteres Leben erstarren gemacht. Er habe nur fortgeschrieben in der Stimmung, die ein großes Schicksal ihm bereitet habe und seitdem sei er Poet. Dies Gedicht sei eine Klage um ein verlornes Eden und um eine fatalistische Verschuldung. Das Wort „Dämonie" kehrte dann mehrmals auf seine Lippen wieder, es schien als glaube er an eine persönliche Schicksalsmacht, die, indem sie ihn ganz besonders hervorgesucht, ihn mit unheimlichem Zauber zu dem gemacht, was er nun sei. Mit einem Worte, diese Dichtung sollte das Produkt einer inneren Revolution sein, die ihm fortan für alle Zukunft einen einsamen und eigenthümlichen Weg vorgezeichnet habe.

Ich hatte mehrere Monate mit Falkland verlebt, ehe er sich trotz eines gegebenen Versprechens entschließen konnte, mir die düstre Katastrophe seiner Jugend zu erzählen, die ihn so seltsam verwandelt. „Der Weg in meine Vergangenheit zurück," sagte er, hat sich im Laufe der Jahre mit dichtem Walde bedeckt; und ich fürchte die Wölfe darinnen. Ich brauche Muth und Ueberwindung, vor allem aber eine gute Stunde, um Ihnen das alles zu erzählen." — Die gute

Stunde kam. Jeder Mensch hat retrospektive Augenblicke, in welchen ihn der Panzer des Tages drückt, wo ihn die Wunde schmerzt, die ihm hier oder dort das Leben schlug, und wo er den zum Arzt nimmt, der ihm eben nahe ist. Ein solcher Augenblick war für uns Beide gekommen und Falkland begann wie da folgt.

„Ich, den Sie als einen ernsten und kalten Menschen kennen gelernt haben, bin einst einer der heitersten Knaben gewesen, die jemals unter Gottes Sonne auf dieser Erde herumgesprungen. Nachdem mein Vater so frühe gestorben war, daß ich kaum noch ein Bild von ihm in der Erinnerung behalten, wuchs ich unter der sanften Aufsicht einer Mutter auf, die den Eigenwillen ihres Kindes nur durch Liebe zu leiten, nie durch Strenge zu brechen suchte. Nichts fehlte mir von dem, was ein Leben geordnet und pünktlich machen kann; ich besaß gute Lehrer, liebe Gespielen, ein schönes Haus und einen schönen Garten vor der Stadt, den ich frühe schon mit kindlichem Stolze als mein künftiges Eigenthum zu betrachten gewohnt war. Ich selbst war, was man so nennt, ein vielversprechender Knabe. Schon frühe erwachte in mir ein ausgeprägter Sinn für Kunst und alles Schöne. Die Malerei sprach zu meiner Seele, Musik konnte mich zu Thränen bewegen, das Theater regte all mein

innerstes Leben auf. Doch hinderte mich eine leidenschaftliche Unruhe, die mich planlos heute dies, morgen jenes treiben ließ, stets daran, auf irgend einem Gebiete der Kunst selbstständige Fortschritte zu machen.

Als meine Ungeduld wuchs, nebst der Stadt, aus der ich bisher noch nicht herausgekommen, noch ein weiteres Stück der Welt zu sehen, erlaubte mir meine Mutter eine Tante zu besuchen, die eben damals ihre podagrischen Füße im warmen Wasser von Teplitz badete. Ich war eben vierzehn Jahre alt geworden und dünkte mich nicht weniger als einen erwachsenen Mann. Meine Tante, eine alte Coquette, bemerkte mit Vergnügen meine hochgewachsene Gestalt, mein freies Benehmen, die Sicherheit des Tons in meiner Rede; an ihrer Seite herwandelnd, ihren Shawl über den Arm gelegt, glaubte sie mich leicht für einen jugendlichen Verehrer ausgeben zu können.

Ich weiß nicht ob Sie Graupen kennen, ein Städtchen, das noch reizender ist, als das reizende Teplitz? Wunderbar pittoresk in seiner Armuth und Verkommenheit zieht es sich einen Bergabhang hinauf, der mit einer prächtigen Vegetation: uralten Kastanien und noch älteren Eichen bewachsen ist. Ein frisches Bergwasser, so recht für Forellen geschaffen, durchschneidet den kleinen Ort und stürzt von Fels zu Felsen ins Thal hinab. Ihm zu beiden Seiten stehn,

in ihren Gärtchen versunken, die kleinen Häuser, als ob sie in einer langsamen Wallfahrt zur Höhe hinan eben ausruhten. Dies alles überragen auf zwei nachbarlichen Berggipfeln die Trümmer zweier schwesterlichen Burgen. Sie übersehen Alles, Kastanienwald und Städtchen, Gebirgsbach und Ebene.

Dieser Ort war es, an dem wir eines schönen Sommernachmittags in vier Wagen herangebraus't kamen, eine zahlreiche Gesellschaft. Am Fuße des Berges angekommen, stiegen wir aus; jeder Herr wählte eine Dame und im allgemeinen Gespräch, langsam und bedächtig, ging es zur Burg hinan, in der ein freundlicherer Schloßwart, als ihn das Mittelalter gekannt haben mag, die herbeiziehenden Gäste mit Kaffee zu bewirthen pflegt. Es war ein heißer Augusttag; wir freuten uns, als wir aus dem Bereich der Häuser hinausgekommen, die breiten Laubdächer der Eichen über uns hatten. So näherten wir uns dem letzten Kegel der Wilhelmshöhe. Da schlägt plötzlich das laute Gebell meines Hundes an mein Ohr, die klagende Stimme eines Kindes mischt sich darein und mein Herz sagt mir, daß ein Unglück geschehe.

Es war doch nicht so groß, als ich mir's gedacht! Als wir um die Wendung des Pfades herumkamen, den der Hund vorangeeilt war, konnten wir's mit

einem Blick übersehn. Neptun, der die ganze Zeit hindurch, von der Hitze gepeinigt, in den Hecken herumgejagt hatte, stand keuchend und mit blutendem Maule da. Eine Ziege, durch den Hals gebissen, lag verröchelnd am Boden, und ein kleines Ziegen weidendes Mädchen, mit einem dürren Stöckchen in der Hand, stand neben dem Thäter und seinem Opfer, zwischen den Empfindungen getheilt den Mord zu rächen und ihn zu betrauern.

Noch sehe ich den Platz vor mir! Ein Raum, von einem sanften Rasenabhang eingeschränkt, war von Buchen und Eichen auf's lieblichste beschattet. Ein Ziehbrunnen von grauen moosbewachsenen Quadern eingefaßt, von Farrnkraut und Kresse üppig umwuchert, stand in der Mitte. Ein alter Kübel lag umgestürzt am Brunneneingang. Die That war geschehn, als die kleine Hirtin eben ihre Thiere hatte tränken wollen.

Und wie lieblich erschien mir dieses Kind! Es konnte nicht mehr als dreizehn Jahre zählen. Die großen schwarzen Augen standen ihm voll Thränen, zwei schwarze Zöpfe, beinahe — so schien es — zu schwer und groß für das kleine Köpfchen und den schlanken Hals, faßten das bleiche Gesicht wie in einen dunklen Rahmen. Das Mädchen war ärmlich aber reinlich gekleidet. Ein grobes aber schneeweißes Hemd

deckte den Oberleib und war noch um den Hals zusammengezogen; darunter schlug die erwachende Brust. Ein kurzes schwarzes und roth gestreiftes Röcklein fiel bis an die nackten Knöchel herab. So kniete die Kleine vor dem Thiere nieder, und da sie es unwiederbringlich todt sah, strömten ihre Thränen noch heftiger.

So eigenthümlich war die Erscheinung und der Schmerz des Kindes über seinen Verlust, daß die ganze Gesellschaft gerührt stehen blieb. Ich, von des Mädchens Anblick auf's Tiefste bewegt, vergaß sogar den Mörder zu bestrafen. Wedelnd und auf dem Bauche kriechend kam er an mich heran, indeß ich die Augen nur für das Kind hatte. „Ist das Ihr Hund?“ sagte sie, ruhig aus ihren Thränen herausblickend. „Den müssen Sie besser erziehen!“

Ein Herr aus unserer Schaar zog einen Thaler hervor. „Hier Du nettes Kind,“ sagte er, „damit ist Dein Verlust vergütet. Was mag,“ fügte er hinzu, „auch so eine Ziege werth sein?“

Mir zerriß es das Herz, das Mädchen leiden zu sehn und die Art, wie man sie trösten wollte, schien mir nicht minder grausam. „Es war mein Hund, der es gethan,“ rief ich, „lassen Sie mich den Schaden ersetzen.“ Dabei zog ich ein Beutelchen hervor, das mir meine Mutter bei der Abreise geschenkt und

das mehrere Goldstücke enthielt. Aber das Mädchen erhob sich. „Den Thaler nehme ich an," sagte sie, „ich werde ihn meiner Mutter bringen. Aber mehr nehme ich nicht an, denn uns gebührt nicht mehr. Wir werden ja noch etwas an der Ziege lösen." Dabei sah sie sich nach den andern Thieren um, die gefühllos beim Tode ihrer Gefährtin nach Futter in den Büschen herumschweiften, knixte und verschwand mit ihrem Stöckchen hinter den Sträuchern. Die Gesellschaft entfernte sich und auch ich. Doch hatte ich zuvor unbemerkt von Allen, wie auch von dem Kinde, mein seidenes Beutelchen neben der todten Ziege niedergelegt. Keine Gabe schien mir zu groß für solch ein liebes Geschöpf.

In der Nacht, die diesem Tage folgte, schlief ich unruhig, am folgenden Morgen trieb mich die Unruhe zwecklos herum. Neptun, meinen treuen Begleiter, meinen verzogenen Scholaren, konnte ich nicht mehr ohne Ingrimm ansehn. Ich zog ihn bei den Ohren, denn oft war mir's, als höre ich noch hinter mir die sanfte Stimme: Ist das Ihr Hund? den müssen Sie besser erziehen! Ich rief mir die Erscheinung der Hirtin zurück, ich verglich sie mit allen übrigen Mädchen, die mir bis dahin sonderlich aufgefallen und kam zur Gewißheit, daß sie trotz ihres ärmlichen Anzugs schöner sei, als Alle. Ich dachte daran, daß mir

neulich ein erwachsenes Mädchen einen Kuß habe gegeben wollen, dem ich ausgewichen war. Was gäb' ich, dacht' ich, um einen Kuß von ihr! Dabei ergriff mich ein Beben, wie ich's noch nicht gekannt. —

Endlich erfuhr ich, was ich zu thun habe. Ich mußte nach Graupen zurück, und die Arme wieder aufzufinden trachten. Wenn ich sie getröstet gefunden, wenn ich von ihr selbst erfahren, daß sie mir verziehn, dann, so glaubte ich, würde ich wieder ruhig werden.

Dies war ein Entschluß der Nacht; der Morgen traf mich schon auf dem Wege. Es war noch früh am Tage, ein zarter Duft lag auf dem fernen Gebirge, die Büsche und Wiesen waren voll Thau's, die Lerche sang über den Stoppelfeldern, von fernher tönten die Glocken zur Frühmesse. Alles athmete Glück, athmete Frieden und Ruhe. Ich schritt mit leichtem Herzen dahin, meine Wangen glühten, mein Herz pochte laut. Mein treuer Hund schien meine Stimmung zu theilen; er lief voraus, kehrte um, sprang bellend an mich heran, auch ihm schien alles darin zu liegen, ein vergangenes Vergehen wieder gut zu machen.

Es schlug neun Uhr von dem kleinen Kirchthurm, als ich in Graupen ankam. Ich schritt rasch den Bergesabhang hinan, suchte einen kürzern Weg an den Hecken vorbei und befand mich bald am bekannten Platz.

Ja, da war der Erdwall, die breite schattige Eiche, der Ziehbrunnen: es fehlte nur eines, das Hirtenkind. Vergebens spähte ich umher, durchstrich die Gehege, blickte in alle Hütten, die sich im nächsten Umkreis sehen ließen, ich fand nirgends was ich suchte. Trauernd kehrte ich zum Brunnen zurück und setzte mich auf seinen Rand nieder. Wer bürgte mir dafür, daß das Mädchen nicht aus einem fernen Dorfe sei? Mit welchem Namen sollte ich nach ihr fragen? die sorgsamsten Nachforschungen könnten ohne Erfolg bleiben! Verzagt, beinahe mit Thränen in den Augen, blieb ich sitzen und sann nach, was ich zu thun habe.

Das Geklingel einer blechernen Glocke und das Rauschen in einer Hecke weckten mich endlich aus meinem Brüten. Ich blickte auf — sie stand vor mir! Wie damals, als ich sie das erste Mal sah, hielt sie eine Ziege an einem Strick fest, unter deren schwellendem Euter zwei Zicklein sich krümmten, aber ihr Gesicht sprach von ganz andern Empfindungen. Freudig lächelnd sprach sie mich an, da ich sie noch verwirrt anstarrte. „So sind Sie doch gekommen," rief sie, „ich habe immer gesagt, Sie würden kommen. Der kleine Säckel mit den Dukaten, den Sie verloren haben, ist gefunden und liegt gut aufgehoben bei der Mutter. Sie können ihn gleich haben. Die Mutter meinte, ich solle nach Teplitz gehn und nach der Herr-

schaft fragen, ich habe aber immer gemeint, daß Sie kommen würden, um nach dem Säckel zu forschen."

Ich ergriff ihre Hände. „O lassen Sie das," rief ich, „ich bin zu glücklich, wenn Sie das Beutelchen für sich behalten wollen. Nicht nach ihm, nach Ihnen zu forschen, bin ich wieder hergekommen. Sind Sie mir nicht mehr böse, daß ich Ihnen Schreck und Schmerz bereitet, können Sie mir verzeihn?"

Was soll ich das Weitere erzählen, was in meiner Erinnerung wie von einem zarten Schleier bedeckt in weichen Umrissen erscheint, und unerfaßbar beim Griffe darnach verschwindet? Wer weiß noch, wie er seine Liebe gestanden im vierzehnten Jahre? Das Herz ist so voll, von so zarter Hülle umkleidet, die Knospe springt mit einem Schlage! Wo nahm ich, der ich bisher den Mädchen gegenüber scheu und furchtsam war, den Muth her, meiner kleinen Freundin zu sagen, wie schön ich sie finde, wie es mich gedrängt habe sie wieder zu sehn und wie unendlich ich sie liebe? Doch sagte ich es, von einer Glut hingerissen, die ich als ein völlig Fremdes und Neues empfand. Und als sie mir sagte, daß auch sie mir gut sei und mich herbeigewünscht habe und mich liebe, da füllten sich meine Augen mit Thränen und freudig weinend fiel ich ihr um den Hals.

O Marie war schön! Noch heute denke ich an

ihre Schönheit mit zitternder Bewegung! Nicht eben groß für ihr Alter, war sie so schlank und zart gebaut, wie ich mir seitdem Mignon zu denken angewöhnte. Ihr Gesicht war nicht voll, doch von so sanften Linien, wie das herrlichste Köpfchen einer Antike. Ihre Wangen von zarter, durchsichtiger Bläße rötheten sich nur in Momenten des Affektes. Ihre Augen vom schönsten Braun hatten, wenn sie von Liebe oder Sehnsucht sprachen, einen Glanz in sich, der mit unbeschreiblicher Gewalt in's tiefste Gemüth drang. Oft noch in späten Jahren habe ich dieses wunderbaren Glanzes gedacht, mich gefragt, was er sei, und aus welchen Tiefen der Seele er stamme? Und doch leuchtete aus diesen Augen in ruhiger Stimmung nichts als der klarste, ruhigste Verstand, vereint mit dem freundlichsten Wohlwollen.

Dies klare, ruhige Erfassen der Wirklichkeit war der Grundzug ihres Charakters, und obwohl um ein Jahr jünger als ich, war Marie mir voran an Reife und Erfahrung. Immer aufs neue wieder mußte es sich mir aufdringen, was aus dieser reichbegabten Natur hätte werden können, wenn ihr das Schicksal eine andere Stellung und eine andere Erziehung gewährt hätte! So wie sie jetzt gestellt war, konnte sich ihr heller Verstand, ihre eigenthümliche Auffassungsgabe nur auf den engen Kreis ihrer dörflichen

Anschauungen beschränken, den bisher kein außenliegender Zufall durchbrochen hatte. Doch hatte auch innerhalb dieses fest gezogenen Kreises manches eigenthümliche Unglück ihre Erfahrung gereift. Ihr Vater war frühe gestorben, ihr Bruder, der sie über alles liebte, hatte sich, da er als Rekrut abgeführt werden sollte, durch einen Schuß in den linken Arm verstümmelt und war am vernachlässigten Wundfieber verschieden. Dieser Unglücksfalls hatte die Mutter in eine schwere Krankheit geworfen, aus der sie für's Leben eine tiefe Zerrüttung des Geistes mitgebracht. Es war eine sanfte ruhige Frau, die in jedem Soldaten ihren zurückkehrenden Sohn erkennen und bewirthen wollte, und im ganzen Städtchen als ein „armer Narr" gekannt und bedauert wurde. Marie führte für sie den kleinen Haushalt, scheuerte die beiden kleinen Zimmer, verrichtete Alles. Kaum begreife ich, wie Mutter und Tochter lebten; die Hütte und ein mäßiggroßer Gemüsegarten schienen ihr ganzes Besitzthum. Was sie durch Spinnen und Marie im Winter durch Spitzenklöppeln verdiente, konnte nur höchst dürftig sein. Doch wollte Marie nie eingestehn, daß sie Noth litten und besaß oder erkünstelte einen heitern Sinn über alles, was die Sorgen des Lebens betraf.

Es ist begreiflich, daß ich fortan beinahe täglich

nach Graupen kam. Ich hatte früher schon die Gewohnheit gehabt, die Nachmittage zu mineralogischen Streifzügen zu benutzen, und so kam es, daß meine Abwesenheit vom Hause weniger auffiel, als sonst der Fall gewesen wäre. Doch sah ich mich gezwungen, täglich nach neuen Ausflüchten zu greifen, um ein Bedürfniß des Herzens zu erfüllen, das ich um den Preis meines Lebens Niemandem vertraut hätte. Doch zog ich es vor, statt zu lügen, meinen Verwandten nur in unbestimmten Ausdrücken Rede zu stehn. Was sich meine Tante dabei gedacht, weiß ich nicht; ich glaube, man nahm es als ausgemacht an, daß ich irgendwo im phantastischen Aberglauben nach Schätzen grabe.

Hatte ich mich nun zu ihr gerettet, die von nun an der ganze Inhalt meines Denkens war, so überkam mich ein Glück, das um so inniger und voller war, als die Abwesenheit peinlich und das Erreichen schwer gewesen. Erst Nachmittags stand es meiner Marie frei, mit ihren Ziegen hinauszugehn, um sie auf die buschigten Abhänge des Berges zu treiben; und diese Zeit pflegte dann auch ich in Graupen einzutreffen, um sie auf ihren Wanderungen zu begleiten. Schönste, reinste, glücklichste Zeit meines Lebens! An den Mauern der Burgruine gelagert, die abwechselnd mit Epheu und mit wilder Waldrebe, wie mit grünen

und purpurnen Teppichen bekleidet waren; dann wieder die inneren Räume der Burg und die stillen Thäler durchschweifend, fühlte ich einen Frieden und eine stille, gesättigte Freude mir ins Herz sinken, die ich bisher nie gekannt. Jeder Baum, jede Mauer hatte seine Legende, jedes Haus seine kleine Geschichte, die mir Marie zu erzählen wußte. Ich lernte Kräuter und Steine kennen, die ich nie beachtet, ich gewann Einsicht in die Welt des Armen, die mir bisher verschlossen war. Dies, und die erwachende, sich stets neu entfaltende Welt des Gemüths: welch neuer Inhalt, welch neues Leben!

So kam die Zeit heran, da wir scheiden mußten. Wir gingen im letzten Abendschein das letzte Mal den Bergabhang hinab, wo wir so viele schöne Stunden verlebt. Ein rother Schimmer lag auf den Hütten und auf dem alten, zerbrochenen Stadtthor. Marie legte ihr Köpfchen auf meine Schulter, streckte die rechte Hand vor sich hin und sagte: „Du ziehst, und ich muß hier bleiben!“ Jedes Wort in diesem einfachen Ausdruck schien mir eine Welt von Schmerz in sich zu fassen. Laut schluchzend riß ich mich los.

Als der nächste Morgen dämmerte, saß ich im Wagen und fuhr meiner Vaterstadt entgegen. Zum ersten Mal empfand ich wie die Gestalt der Mutter vor der der Geliebten zurücktritt; mein Scheiden

schien mir ein langsames wollüstig schauriges Verbluten. Damals hätte ich's am liebsten gesehn, wenn mich die Pferde nach Sibirien, ans erstarrende Ende der Welt gebracht hätten.

Zu Hause angekommen, fing ich erst an meine Lage zu bedenken. Einerseits erschien mir die Liebe, die Nähe, der Besitz meiner Marie so unerläßlich, wie der Athem zum Leben; anderseits begriff ich erst jetzt die Entfernung, die mich von ihr trennte. Ich zog tausend Pläne in Erwägung, wie es wohl möglich werden könnte, sie aus ihrer Armuth emporzuziehn, ihr eine Erziehung zu geben, kurz, sie mir näher zu bringen. Der Hohn des Schicksals, der ein schönes, anbetungswürdiges Wesen unter aller Ungunst der Verhältnisse, in Dürftigkeit und Verschollenheit aufwachsen ließ, trieb mich zur Verzweiflung. Der Widerhaken, der in meinem Herzen saß, die dämonische Lust, die mich antrieb, die schwärende Wunde immer auf's neue wieder aufzureißen, indem ich mir alle Holdseligkeit der Verlorenen immer mächtiger vor die Seele zauberte, das ewige Brüten und Sinnen nach einem Ausweg aus solchen Conflikten, zerrütteten allmälig mein sonst so heiteres Wesen bis in seine tiefsten Wurzeln hinab. Die Welt, die mich umgab, hatte bald für mich ihre besten Farben verloren. Ich ward reizbar und stieß durch meine starre

Eigenthümlichkeit die Freunde ab, die bisher an mich gehalten. Nichts genügte mir mehr; die Musik schien mir nicht mehr der genügende Ausdruck meiner glühenden Empfindungen, die Schauspieler auf der Bühne, die mich bisher lebhaft interessirt, machten auf mich den Eindruck von Papiergestalten, die sich nur von einer Seite produziren könnten. Was ich dichterisch versuchte, befriedigte mich eben so wenig. Bald überfiel mich eine Leere, die verzehrender war als der schrecklichste Schmerz. Auf dem Lyceum, das ich inzwischen besuchte, trieb ich meine Studien nur zur Noth, so daß meine Mutter trotz aller Sorge und Liebe an meinen Talenten wie an meinem guten Willen zu zweifeln anfing.

So waren zehn Monate, die einen etwas besser, die andern um so peinigender vergangen, und die Zeit war wieder da, in welcher ich im vorigen Jahre meine Reise nach Teplitz angetreten. Eine Veranlassung zu längerem Aufenthalte wieder hinzugehn, fehlte, da ich keine Bekannten mehr dort hatte, doch erhielt ich von meiner Mutter die Erlaubniß, eine Fußreise von ein oder zwei Wochen durch die böhmischen Bäder machen zu dürfen. Kaum war mir dies bewilligt worden, als ein phantastischer Plan in meinem Kopfe reifte. Ich wollte zuvörderst nach Graupen gehn, Marie dort aufsuchen und sie bewegen, mich auf dieser

Tour zu begleiten. Ein rascher Wagen würde uns von Teplitz nach Karlsbad, von dort nach Eger und wieder zurückführen, ich würde meiner Geliebten ein Stück jener Welt zeigen, nach der sie stets so sehr begehrt. Um diesen Zweck besser zu erreichen, müsse sich Marie für diese Zeit aus einem armen Bauernkinde in ein schmuckes Fräulein verwandeln. Wie jener Prinz aus dem Märchen wollte ich mein Aschenbrödel in allen Staat einer Stadtdame kleiden, um sie wenigstens für eine Zeit lang in die Welt der Glücklichen hinaufzuheben, und sie eine ganze Vergangenheit der Entbehrung vergessen zu lassen. Welches Glück, wenn sie so mit allem Schönen und Kleidsamen geschmückt vor mir stände, rufen zu können: Welt, hast du je etwas Schöneres gesehn?

Gedacht, gethan! Jetzt ging's an ein Kaufen bei Schneidern und Modistinnen. Zwei Kleider, ein Mantel, ein Strohhut und ein Shawl wurden angeschafft; eine ganze Ausstattung kam zusammen, selbst Strümpfe, Schuhe, Halskrausen und Manschetten und ein Bracelet für ihren Arm wurden nicht vergessen. Ein geräumiger Koffer verbarg all diesen Putz und ging im Geheimen nach Teplitz ab. Besorgter hat kein Schiffherr seine Ladung abgehn sehn.

Verzeihen Sie, wenn ich in meiner Erzählung eile. Mein Herz schlägt rascher, meine Erinnerung

geht mit ihrem Reiter durch. In wenig Tagen sah ich Marie wieder; als ich sie nach so langer Trennung vor ihrer Hütte, bei der ich ihr das letzte Lebewohl gesagt, unverändert wiederfand, da glaubte ich die Besinnung zu verlieren! Mir und ihr ward schwindlig und als wir uns in den Armen lagen — ich glaube, wir hielten uns nur dadurch aufrecht, daß wir uns so fest umschlossen hielten.

Ich erzählte ihr von meinem qualvollen Leben, meiner Sehnsucht, und wie ich keine Stunde gesäumt habe sie wiederzusehn. Hast Du auch indessen mein gedacht? fragte ich.

„Haben wir," erwiderte sie ernsthaft, „nicht geschworen uns ewig zu lieben?" Und lachend sah sie mich an. „Du bist größer geworden," meinte sie, „auch Dein Haar lockt mehr und Du hast beinahe einen Bart bekommen. Es ist zu verwundern, daß ich Dich sogleich erkannt habe. Wie lange bleibst Du?"

Ich erzählte ihr, welche kurze Frist mir zugemessen sei und sagte ihr als Trost dafür, sogleich von meinem Plan, sie für einige Tage zu entführen.

„Das ist ein wunderlicher Einfall," sagte sie nach einer langen Pause, „und er erinnert mich daran, daß ich oft geträumt habe, daß wir mit einander entflohn und in die Welt hinaus gezogen sind."

Sie zu bestimmen, fuhr ich in meinen Auseinan-

derſetzungen fort. „Ich glaube,“ entgegnete Marie endlich, „ich glaube, es wird ſich thun laſſen. Meiner Mutter brauche ich nur zu ſagen, daß ich die Tante in Kaaden beſuchen gehe; ſie hat mir längſt die Erlaubniß dazu gegeben. Einmal auf der Reiſe, können wir leicht den Seitenſprung zu ihr machen. Aber in einer Woche muß ich wieder hier ſein. Eine längere Abweſenheit würde bei uns Alles in Unordnung bringen.“

So trennten wir uns noch am ſelben Nachmittag. Ich ging nach Teplitz zurück, um die letzten Reiſevorbereitungen zu treffen, und überließ es meiner Marie ganz allein, die Mutter zu bereden. Wenn es ihr gelungen ſein würde, wollte ſie mich morgen mit dem Frühſten im Gaſthofe aufſuchen und von da an ſich mir anvertrauen. — — Wie ſchildere ich das Glück, das ich empfand, als ich ſie am folgenden Morgen, ein kleines Bündel in der Hand, in mein Zimmer eintreten ſah! Noch ehe es dämmerte, mußte ſie ſich aufgemacht haben; nun, beim hellen Glanze des Tages, der auf mein Fenſter fiel, ſtand ſie da außer Athem mit hochgerötheten Wangen, bald ängſtlich lauſchend, bald wieder vertrauensvoll ſich an mich ſchmiegend, und drängte, daß wir uns doch gleich auf den Weg machen ſollten, als ob ringsum geſchäftige Spione und Aufpaſſer lauerten, uns bei einem großen Verbrechen zu ertappen. Ich aber öffnete den Koffer,

führte sie bei der Hand herbei, zog vorsichtig Stück um Stück hervor und paßte es ihr an. Mit Häubchen und Hut, den Mantel um die Schulter geworfen, führte ich das erstaunte Kind vor den Spiegel. Zuerst wußte sie nicht, was dies Alles zu bedeuten habe; plötzlich begriff sie es und fiel mir mit lachenden Küssen um den Hals.

Denken Sie sich einen hübschen halbgedeckten Wagen, der auf der Chaussee dahin rollt und eine Staubwolke nach sich zieht, ringsum liegt ein reiches, schönes, fruchtbares Land, der Morgen sprengt seine Lichter über die Wiesen und Felder, die Obstgärten sind mit Früchten beladen, die freundlichen Häuser fliegen vorbei; Alles grüßt, der Kirchthurm, die Brücke, der Kirchhof daneben. Im rollenden Wagen sitzen zwei junge Kinder, herzen sich, halten sich umschlungen und blicken mit freudeglänzenden Augen in den sonnigen Tag hinein. Wie zwei freigelassene Vögel, die zum ersten Male wieder ihre Flügel brauchen, sind sie glücklich, und denken nicht, daß die düstere Wolke über ihnen den Geier birgt, der auf sie niederstoßen wird! Sind sie nicht frei? ist nicht alles Leid der Vergangenheit vergessen? ist nicht Alles rings umher Licht und Leben!

Ich konnte nicht fertig werden, die Pläne darzulegen, die ich ersonnen, um Marie aus ihrer jetzigen

Stellung herauszureißen und in die Stadt zu bringen. Sollte es nicht möglich sein, daß man sie vor der Hand als Stubenmädchen in einem guten Hause, als Ladenmädchen in einem anständigen Geschäfte unterbrächte? Freilich wäre dies nur ein halbes Herausreißen aus Armuth und Entbehrung und dazu eine neue Dienstbarkeit, aber wäre damit nicht wenigstens ein Schritt gethan? Oft schon hatte ich daran gedacht, wie es das Beste wäre, mich ohne Weiteres meiner Mutter zu Füßen zu werfen, ihr meine Leidenschaft für Marie zu gestehn und sie zu bitten, diese als ihre Ziehtochter in's Haus zu nehmen — aber bei dem bloßen Gedanken daran stieg mir das Blut zu Kopfe, als ob mir das Geständniß nie gelingen sollte. Wäre es nun nicht gerathen, Marie erst langsam heranzuziehen, damit der Schritt minder gewagt erschiene?

Marie hörte gerne zu, aber sie schüttelte den Kopf und meinte: es werde nicht gehen! Ihre Mutter sei alt, krank und hülflos; sie dürfe sie nicht verlassen, ihr sei es nun einmal aufgetragen, auszuhalten und zu verzichten. Sie sei ein armes Geschöpf, sie danke mir schon genug schöner Stunden, für die sie den Himmel nie genug werde preisen können. Dies sei Alles, sei schon zuviel. Sie verdiene nicht mehr. Sie sei glücklich.

Während sie so sprach, sah ich sie an. Nie war

sie mir schöner erschienen. So unwiderstehlich erschien mir ihre Anmuth, daß mein Herz mir sagte, meine Mutter würde sie lieben lernen, wie ich sie selbst liebe. „Laß das, laß das," rief ich, „es wird Alles besser werden als Du denkst. Mir sagt's ein Gott!"

So verging der erste Ruhetag. Wir übernachteten in Saatz. Marie hatte, als wir abstiegen, ein abgesondertes Zimmer verlangt; nun, da es spät ward, erlaubte sie nicht, daß wir länger zusammen blieben. Noch erinnere ich mich, wie sie auf einmal auffuhr, indeß ihr helle Thränen in's Auge traten. „Küsse mich nicht so," rief sie, „es ist gewiß nicht recht. Ich bitte Dich," wiederholte sie, „laß mich gehen und fass' mich nicht so an. Es giebt böse Gedanken."

Und mit seltsamem Ungestüm drängte sie mich zum Abschied.

Den zweiten Tag kamen wir nach Karlsbad. Mit glatten Lächeln begrüßte uns im Hotel zum Schilde das Gaunergesicht eines Kellners und wies uns die verlangten Zimmer an. Man sah es ihm an, daß er nicht wußte, was er sich von dem jungen Paar denken sollte. Bald kam er wieder, brachte ein großes Buch, in das wir uns gelegentlich einschreiben sollten und empfahl sich. Ich hatte mich, als er fort war, vor den Tisch gesetzt und spitzte die Feder. „Als was soll ich Dich einschreiben Marie?" fragte ich

etwas zögernd. „Als meine Schwester oder als meine Frau?"

Marie warf sich um meinen Hals und drückte einen erstickenden Kuß auf meine Lippen. Leise sagte sie mir in's Ohr: „schreib: Deine Frau."

Der Kellner war längst schon wiedergekommen mit den Lichtern, um sein Buch abzuholen, hatte die Rouleaux herabgelassen und war mit einem: „ich wünsche wohl zu ruhn" geschieden. Wir saßen noch auf dem Kanape neben einander, hielten uns fest umschlossen und konnten der glühendsten Küsse nicht satt werden. Mit einem Male entzündete sich Alles, was bisher in uns geschlummert und sich nur Raum gemacht hatte in abgebrochenen Worten, aufflackernden Gedanken und niedergekämpften Wünschen. Etwas, das unsre Seelen bisher streng umhüllte, zerriß wie ein morscher Schleier. Unsere Küsse nahmen einen andern Charakter an; sie wurden verzehrendes frevlerisches Feuer.

An diesem Abend ging ich nicht, wie es vorausbestimmt war, in mein Zimmer hinüber . . . .

Monate waren vergangen. Ich saß wieder in Prag bei meiner Mutter, bei meinen Büchern, aber ich war innerlichst zerrissen und konnte nicht genesen. Ein schwärender Splitter war in mein Herz gedrungen und keiner seiner Pulsschläge war mehr ein regel-

mäßiger. Ich hatte gelebt, ich hatte geliebt, hatte eine Woche in einem Rausch der Aufregung zugebracht, wie ihn wohl nur wenige Menschen gekannt haben, nun war ich von allem abgetrennt und alles Leben ringsum erschien mir todt. Ich erwartete Briefe, sie kamen nicht. Ich dachte an den grünen Platz zurück, wo ich meine Marie zuerst gesehn, an die alte Burg mit dem Wildrebenteppich, an deren Fuß wir so oft gesessen, und ein Krampf schnürte mir die Brust zusammen, daß ich zu ersticken glaubte. Wieder sah ich sie im Wagen an meiner Seite unter ihrem Strohhut so fröhlich in die Welt hinausblickend, sah sie in meinen Armen an jenem unvergeßlichen Abend, wo uns in der Einsamkeit jene neuen Schauer durchrieselten, die abzuwehren wir zu schwach und zu unerfahren gewesen. Oft meinte ich zu vergehn . . . . .

Meine Mutter war eine echte Frau. Nichts war ihr fremd, sie war gut, nachsichtig und durchdringenden Geistes; sie sah daß ich litt und wußte gewiß was mir sei; aber sie wollte nicht in mich dringen; aus freien Stücken, so wollte sie, sollte ich ihr mein Geheimniß entdecken. Ich indessen war verschlossen und hart geworden, ich glaubte alles allein tragen zu müssen. Wohl wußte ich, daß ich im Geständniß Trost und Erleichterung finden, wußte daß mir verziehen werden würde, und doch blieben meine Lippen gebunden.

„Was ist Dir?“ wendete sie sich oft an mich mit sanfter Stimme. „O Muttter“ — — rief ich, doch alles Weitere erstickte in mir.

Zu Weihnachten kam ich endlich zu einem Entschlusse. Ich sagte, daß ich nach Teplitz fahren müsse, und meine Mutter, trotzdem sie mein Vorhaben nicht begriff, legte mir kein Hinderniß in den Weg. Ich reiste ab.

Es war ein harter, strenger Winter. Schnee war in großer Menge gefallen und bedeckte alle Wege. Die Bäume standen wie todt in der Erde, die Hütten, an denen ich vorüberfuhr, waren wie in die Erde eingesunken, die Dächer wie zum Einstürzen belastet.

Ich fühlte nichts vom Frost, meine Wangen brannten. In der Nacht, die ich schlaflos verbrachte, hielt mich ein Gedanke warm. Ich sah Marie in der wohlverwahrten Stube sitzen, Spitzen klöppelnd, indeß ihre Mutter die Spindel schnurren ließ. Der brennende Kienspahn beleuchtete ihr geliebtes Gesicht, sie hatte ihr Köpfchen gesenkt und dachte an mich. Warum war sie so bleich? Zittert nicht eine Thräne in ihren Wimpern?

Sie ist schlafen gegangen! Alles ist still, nur die hölzerne Wanduhr kann nicht rasten. Wie sie daliegt so schön, den Arm über den Kopf geschlagen! So war es auch damals. — Warum pocht ihr Herz

so unruhig, warum hebt sich ihre Brust unter dem weißen Hemde so stürmisch, warum fährt sie aus ihrem Traume empor?

Ach wer doch da wäre! Kalte Nacht wie dauerst du lang, wie hart ist der Sitz, wie endlos die Reise! Doch da rollten wir über Pflaster dahin, dunkle Häuser engten uns ein, wir waren in Teplitz. Dort heißt es einige Zeit im Hotel rasten bis es Tag ist und man einen Wagen nach Graupen finden kann. Ich werfe mich wie zerschlagen auf's Bette. Ach, wer doch schon bei ihr wäre!

Der Morgen kam doch und ich saß wieder im Wagen. Jemehr ich mich dem Orte näherte, nach dem ich so unaussprechliche Sehnsucht getragen, um so heftiger schlug mein Herz, zitterten meine Glieder. „So werde ich Dich denn wiedersehn, Kind meines Herzens, Gegenstand so vielen Kummers und so vieler Schmerzen! O mein Gott!“ rief ich, „laß mein Herz nicht brechen, laß mich leben, bis ich wieder bei ihr bin!“

So kam ich an's wohlbekannte Haus. Ich stieg ab, öffnete die Gartenthüre, ging durch die schneebedeckten Gemüsebeete hin, die durch einige Fußtritte durchschnitten wurden, und pochte an die Hausthüre. Eine fremde Frau that mir auf.

„Treten Sie nur ein, junger Herr,“ sagte sie,

„treten Sie nur ein, ich kann mich wohl erinnern, Sie vor zwei Jahren gesehen zu haben. Ich bin eine Nachbarin, die jetzt zur Frau Moni — (so nannte sich Mariens Mutter) hierher gezogen, weil die alte Frau durch einen Unglücksfall ganz herabgekommen ist. Sehen Sie, dort liegt sie im Bette. Sie hat der Schlag getroffen, daß sie weder Arm noch Bein heben kann. Man muß sie füttern wie ein Kind und ich habe meine liebe Noth mit ihr."

„Wo ist Marie?" fragte ich.

„Ja, junger Herr," erwiderte die Alte, „das ist eben, was die Mutter so heruntergebracht hat. Die Marie ist verschwunden, verschollen, abhanden gekommen, daß Niemand in der Welt sagen kann, was aus ihr geworden ist."

Die Alte bemerkte den fürchtbaren Zustand nicht, in dem ich mich befand, sie fuhr fort:

„Im Juni ist die Marie ihre Tante besuchen gegangen, die in Kaaden wohnt. Es ist seitdem herausgekommen, daß sie bei dieser nicht gewesen. Aber als sie zurückgehrt ist, hat sie schöner und heiterer ausgesehn als jemals, daß wir unsre Freude an ihr gehabt haben. Allmälig hat sich die Mutter beklagt, daß die Marie den Appetit und den Schlaf verliert, daß sie weint, und ihr nicht gestehen will, was ihr fehlt. Wir haben sie selbst oft ausgefragt, ohne etwas erfahren

zu können. Da ist eines Morgens die Marie zu mir gekommen und hat mir auseinandergesetzt, wie ich als einzelne Frau, die es bei ihrem Schwiegersohne immer schlecht gehabt, leicht zu ihnen hinziehen könne. Die Mutter werde immer hinfälliger, und ich, die aus der Verwandtschaft, thäte ein gutes Werk, mich ihrer anzunehmen. Dabei ist sie in Thränen ausgebrochen und hat gesagt, daß sie über alle Maßen unglücklich ist, ich habe ihr vorgestellt, daß es mit der Mutter noch nicht so arg sei, aber sie hat sich nicht beruhigen lassen, bis ich ihr das Versprechen gegeben. Tags darauf ist sie aus dem Haus verschwunden. Mit einem Bündel in der Hand hat man sie noch die kurze Gasse vorübergehn sehn — seitdem ist jede Spur von ihr verschwunden. . . . .

Natürlich, fuhr die Alte fort, ist bei den Gerichten die Anzeige gemacht worden; sie haben nach ihr geforscht; alles umsonst! Seit drei Monaten schon ist die Marie verschollen und ohne Spur verloren."

Ich blieb erstarrt.

Falkland hielt inne; sein Gesicht nahm eine furchtbare Leichenbläße an, die ich noch nie an ihm gesehn.

Ich brach das Schweigen: Erzählen Sie weiter, rief ich, was seitdem? Man muß doch erfahren haben, ob die Unglückliche sich um's Leben gebracht, ob sie durch die Folgen jener Nacht bewogen in ein Haus . . . . ?

„Nichts haben wir erfahren," erwiederte Falkland. „Alle Nachforschungen, die ich in früheren Jahren gemacht, sind erfolglos geblieben. Marie ist verschwunden, als ob sie in die Erde versunken wäre. Sprechen wir nicht mehr davon. Auch wie ich den Rückweg nach Hause gefunden und mit der Verzweiflung Kains im Herzen in meinem namenlosen Elend zu dichten begonnen, habe ich nicht den Muth zu erzählen."

Also keine Spur? fragte ich nochmals.

Keine! wiederholte er tonlos und schwieg. Wir haben seitdem nie mehr von der Sache gesprochen.

— — — — —

Wenden wir uns nun zu des Dichters Thätigkeit auf dem Felde der dramatischen Dichtkunst.

Von der Bühne herab zu reden ist das Endziel, die Bestimmung aller unserer Dichter von Bedeutung. Eine doppelte Einwirkung wird dadurch hervorgebracht — das Resultat ist mächtiger als das jeder andern Art, die Idee der Menge eigenthümlich zu machen. Unsere neuere Literatur ist nicht reich an gelungenen dramatischen Werken — es kommt uns zu, jeden neuen Beginn sehr in Betracht zu ziehen und von dem Guten, was darin liegt, auf Besseres zu hoffen, wie es die Folgezeit verspricht.

Auch Alfred Meißner hat sich auf das Feld der dramatischen Dichtkunst begeben — wir dürfen uns freuen, daß er es gethan hat.

Wir besitzen bis jetzt zwei Dramen von Meißner, welche gedruckt vor uns liegen; das eine: „Das Weib des Urias“, erschien 1851, das andere: „Die Welt des Geldes“, erschien 1853 im Verlage von F. L. Herbig in Leipzig. Wir werden im Folgenden von beiden des Weiteren sprechen.

„Das Weib des Urias“ charakterisirt sich zunächst durch den eigenthümlichen Stoff. Das Stück lehnt sich an die Bibel an, des Dichters schaffende Hand verbindet dann mit jener biblischen Erzählung Ereignisse aus König Davids Leben, die recht wohl in dem angegebenen Zusammenhange stehen können.

König Davids Heer lagert vor Rabbah unter den Befehlen von Joab und Urias, der tapfere König selbst weilt in Jerusalem, von den Reizen Bathseba's, der Frau des Urias, zurückgehalten. Bathseba erwidert des Königs Liebe; sie hat sich ihm hingegeben. Das Erscheinen ihres Oheims, des Hohepriesters Nathan, womit das Stück beginnt, schreckt sie zuerst aus dem heimlichen Glück empor, in dem sie bisher mit dem König sündigte. Nathan kennt diese Sünde, er warnt Bathseba in der ersten Scene auf eine echt poetische Weise und verläßt sie tief erschüttert. Da erscheint der König, wie er das bisher oft gethan; er

will Liebe und findet bittere Reue. Bathseba unterrichtet ihn, daß sie sich Mutter fühle; sie verlangt Rettung vom König; er bietet sie in kluger Weise:

Urias muß zurück. Noch ahnt er nichts —
Du sagst ihm nichts, empfängst ihn wie zuvor —
Und — eine Nacht lenkt Alles ins Geleis.

Die über ein solch niedriges Rettungsmittel empörte Bathseba antwortet ihm:

Das — das Dein Ausweg?
Das räthst Du mir und sagst, daß Du mich liebst?
Der Mutter Deines Kindes räthst Du das?
Du liebst mich nicht, bin ich in Deinen Augen
Ein Weib, das Du mit Andern theilen kannst!
Ich aber kann, nachdem ich Dein geworden,
Nicht mehr das Eh'weib eines Andern sein!
— — — — — — — —
Ruf' ihn hieher — ich werde ihm gestehn,
Was ich beging — er schalte dann mit mir.

Der König will sie beruhigen und für seinen Plan gewinnen, doch umsonst — Bathseba verschließt sich voll Schmerz in ihr Gemach, und der rathlose König bescheidet Urias aus dem Heerlager zu sich.

Im zweiten Akt beginnt eine der vom Dichter er=

fundenen äußerlichen Verwickelungen des Stücks. Absalom, des Königs Sohn, ist als Mörder des Bruders dem Zorn des Vaters entflohen, kehrt um Verzeihung bittend zurück, wird aber von David hart weggewiesen.

— — — Was willst
Du von mir, Absalom, Maachah's Sohn?
Wenn ich dem Mörder Ammons auch das Leben
Geschenkt — und tragen mög' ers, wie er kann.
Auf meinem Wege mag ich ihn nicht sehn.
Fort, Brudermörder, fort, mir aus dem Aug'!

Absalom's Freund Dagon schürt die Wuth, welche der Verschmähte empfindet, und räth ihm zur Empörung gegen den Vater.

Im weitern Verlauf der Darstellung sehen wir Bathseba, wie sie von Reue gequält ihrem Manne, der, ohne sie zu sehen, aus dem Lager zur Königsburg geeilt ist, ihr Vergehen entdecken will. Dann folgt eine Scene im Vorzimmer des Königs, die Höflinge unterhalten sich mit einander; der bucklige Mephiboseth, Jonathan's Sohn, Saul's Enkel, tritt besonders scharf hervor.

Der König erscheint mit Urias; es beginnt der Versuch, ihn, der sofort die Stadt wieder verlassen

und in das Lager zurückkehren will, für eine Nacht festzuhalten und ihn zur Einkehr in sein Haus zu bringen. Das erstere gelingt, doch das zweite nicht: Urias lagert sich im Hofe der königlichen Burg zu seiner Begleitung.

Nach dem Mißlingen dieses Versuches entschließt sich David, ihn tödten zu lassen; er giebt ihm selbst den bekannten Brief an Joab mit.

Im dritten Akt sehen wir Joab, David's Oberfeldherrn vor Rabbah, und seinem Bruder Abisai. Die Zeichnung Joab's ist dem Dichter außerordentlich gelungen. Der Oberfeldherr ist über die plötzliche Berufung des Urias zum König bestürzt; der Brief, den jener mitbringt, beruhigt ihn über seine befürchtete Entsetzung; schnell trägt er dem Bruder auf, Urias in's Verderben zu führen. In einem eben beginnenden Gefecht wird Urias tödtlich verwundet; David, in lebhafter Unruhe wegen des Briefs, kommt eben an, um von dem Sterbenden eine erschütternde Bestrafung zu erfahren. Die hierher gehörende Scene ist eine der ausgezeichnetsten des ganzen Drama's; wir geben sie hier als Probe:

(Urias wird verwundet in Joab's Zelt getragen. Viele Krieger, darunter Abisai, begleiten ihn.)

Urias.

So setzt mich nieder — wo ich sterben kann —
Den Panzer weg — so! — ich erstick' in Blut.
Ja, lieber Joab, sieh, ein todter Mann —
Das ist mir rasch gekommen — —

Joab.

Wie geschah's?

Urias.

Um Gotteswillen, einen Becher Wasser!
So war's: Wir stießen ruhig auf den Feind,
Dein Bruder, Abisai, mir zur Seite,
Er immer vor — ich mit — vielleicht zu weit —
Da weicht vor seiner eignen Tollkühnheit
Erschrocken er — die Leute glauben ihn
Verwundet — irgendwo erschallts: Verrath —
Kurz, Abisai läßt mich im Gedräng'
Allein zurück — als er sich neu ermannt,
Bin ich schon, was ich bin — ein Fraß für's Grab.

Joab
(streng zu Abisai).

Du flohst, mein Bruder?

Urias.

Mißversteh' mich nicht!
An ihm ist keine Schuld! Mein Ungestüm

Allein — o! ich ersticke — welche Pein — —
Wich er auch einen Augenblick zurück,
Gleich war er wieder da — und warf den Feind —
Mir war der eine Augenblick verderblich!

Abisai.

O Urias!

Urias
(reicht ihm die Hand).

Freund!

Joab.

Gewiß, Dich rettet noch
Ein kund'ger Arzt! Holt einen kund'gen Arzt!
Ist keiner da? Lauf, Abisai, lauf!
(leise)
Du hast es trefflich ausgeführt, mein Bruder!

Urias.

Bemüht Euch nicht. 's ist unnütz! Diesen Schuß
Erhielt ich aus vergiftetem Geschoß,
Das ist das Schlangengift der Arameer.
Die Wunden hier sind nichts — die eine ist's,
Die mich bezwingt — hier sitzt ein Nest von Nattern,
Der Starrkrampf —
(Lärm und Hörner.)

Ein Oberster
(rasch eintretend).

Der König!

Joab.

Wie? Der König? Sprichst Du wahr?
Welch rascher, unerwarteter Besuch!
Freunde, es nahet, der den Sieg verleiht,
Empfangt mit Jubel ihn!
(Rufen hinter der Scene.)

Abisai.

Nun steht es schlecht!

Joab.

Ihr bleibet hier. Ich geh' entgegen.
(Er tritt aus dem Zelt.)

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Der König, Benaiah, Dagon, später Joab. Zahlreiches Gefolge.

Stimmen hinter der Scene.

Der König lebe!
(wiederholter Lärm.)

(König David tritt auf mit Gefolge, darunter Benaiah. Andere drängen sich hinzu, darunter Dagon. Als David eintritt, sinken Alle auf's Knie, außer Joab, und erheben sich erst auf seinen Wink.)

Urias
(sich mühevoll aufrichtend).

Lange leb' der König!

David.

Ist das Urias Geist? — —

Urias.

Ja wohl, sein Geist!
Sein Leichnam, der bei Deinem Nah'n noch zuckt,
Und der, eh' sich sein Mund auf immer schließt,
Ausruft: Der König lebe!

David
(sich mühsam fassend).

Sprecht, wie kam's?

Joab.

Wir hatten einen Ausfall abzuschlagen,
Der wackre Feldherr, eben rückgekehrt
Von Deinem Hofe, bot sich selber dar —
Sein Herz trieb ihn zu weit in die Gefahr —
Er ward umzingelt — — —

David.

O der Krieg, der Krieg!
Er schont, was feig, und lebt vom besten Blut,
Er läßt den Knecht am Leben, und verschlingt
Den Liebling eines Königs!

Urias.

Hätt' ich doch
Gelebt, es noch zu werden. — Gott, o Gott,
Wohl zwanzig Schlachten hab' ich durchgemacht,
Nun fall' ich im Scharmützel! O des Hohns,
Ihr werdet all bei'm Sturm auf Rabbah sein —
Und ich — und ich bin todt!

David.

Ist keine Rettung?
Sprich, Joab, keine? Treuer, wackrer Freund,
Dein Loos zerreißt mich!

(zu sich.)

Halte aus, mein Herz!
Sie gilt es und mein Reich!

Urias.

Doch sterb' ich froh,
Weil noch im Tod Dein Antlitz mich bescheint!

Ich hab' Dir treu gedient, mein hoher König,
Nun dank' ich Dir — —

David
(vor sich).

O warum traf ich doch
Gerade ein, dies Alles anzuschaun?
Das Lob des Mörders aus des Opfers Mund —
Das nenn' ich mehr, als ich ertragen kann!
(laut zu Urias)
Ich bitt' Dich, rede nicht, es bringt Dich um!

Benaiah
(der verstört und bleich das Auge des Sterbenden gemieden).
Ein Hund leckt noch die Hand, die ihn erschlug — —

Abisai
(vor sich).
Dem König ahnet nichts. Ich athme frei!

Urias.
Vergönn' dem Sterbenden nur Eins, o Herr,
Ich hab' ein Weib daheim, ein theures Weib —
Hätt' ich geahnt, wie bald ich fallen sollte,
Wie hätt' ich gern sie einmal noch umarmt —

Herr! nie strebt' ich nach Reichthum oder Gut,
Sorg' für mein Weib — mein gutes Weib!

David
(vor sich).

Ich glaub',
Ein Teufel spricht aus ihm! O warum kam
Ich doch so früh hierher?

Urias
(dringend).

Sorg' für mein Weib,
Mein König!

David.

Ich versprech' es Dir, Urias.

Urias.

So sterb' ich leicht! Laß Deines Kleides Saum
Mich küssen — meine beiden wackren Freunde,
Joab und Abisai — Eure Hand —

Benaiah.

Ich stehle mich hinweg! Er könnt' auch mir
Die Hand abfordern. Diese selbe Hand,
Die ihn dem Tod verschrieb. O schwarze That!

Dagon
(der Benaiah fortwährend aufmerksam beobachtet).

Was ist mit diesem Kämm'rer? Der ist nicht bleich
Nur, weil er einen Menschen sterben sieht,
Dahinter liegt ein Etwas, das ich noch
Errathen werde.

Urias.

Ich sterbe. Lebet wohl —
Die Feldzugspläne sind in Joab's Hand —
Ich hoffte sie — —
(betend)
Herr! Sieg für Israel!
Und Segen auf den König!
(sinkt um.)

Joab.

Er ist todt.
Verhüllt sein Angesicht und tragt ihn fort.

David.

Schafft ein Begräbniß, als begrübet Ihr
Israels Muth und Ruhm!
(nach einer Pause)
Laßt uns allein!

(Die Leiche wird hinausgetragen, Alles entfernt sich. Dagon zaudert noch eine Zeit lang auf der Schwelle. Das Zelt wird geschlossen.)

— — — — — —

Der König dankt Joab für den geleisteten Dienst; um das geschehene Verbrechen ganz zu verhüllen, vergiftet er seinen Kämmerer Benaiah, der sein Begleiter zu Bathseba war und dem er den Brief an Joab dictirte.

Dann hält David dem getödteten Urias eine Leichenrede. Der vierte Akt, der nur vier Wochen später spielt, beginnt mit der Hochzeit des Königs mit Bathseba.

In die Freuden des Hochzeitsfestes drängt sich Achab, der alte treue Führer der Schloßwache. In Jerusalem ist ein Aufstand in vollen Flammen; Dagon, Absalom's Freund, hat den Zusammenhang entdeckt und die Kunde verbreitet, das Volk stürmt gegen die wenig geschützte Königsburg, um des Urias Tod zu rächen.

Der König empfängt die Nachricht voll Ingrimm, auch zu der Königin Ohren, die im Brautgemach David's wartet, dringt die Schreckenskunde; sie ahnt die Wahrheit, der König schwört einen falschen Eid, sie zu beruhigen; das empörte Volk dringt näher und näher, da tritt die zweite politische Verwickelung des Stücks ein. Der Hohepriester Nathan erscheint. Er nimmt die Gelegenheit wahr, das Priesterthum auf Kosten des Königthums zu erhöhen; der König unter-

liegt. Die Scene zwischen den Vertretern dieser beiden Gewalten ist vortrefflich, sie folgt hier:

Nathan. David.

David.

Du schmähst in meinem Haus die Königin —
Was willst Du, Priester!

Nathan.

Kenne dieses Kleid
Und dieses heil'ge Schild auf meiner Brust!
Dein Richter komm' ich her. Wo ist Urias,
Dein Feldherr?

David.

Wo er vor dem Feinde fiel!
Du weißt's, so gut wie ich.

Nathan.

O falscher Mund!
Willst Du es läugnen, daß Du ihn erschlagen,
Erschlagen hast durch Deiner Feinde Hand?
Geschlachtet hast Du ihn, ich sag's: geschlachtet!
Du hast, als er abwesend mit dem Heer,
Sein reines Bett entehrt, sein Weib verführt,
Hast dann, die erste That durch eine zweite

Zu decken, ihn gemordet durch Verrath.
Nun geht durch's Land von Gibeah bis Gilgal
Wie eine Pest die Kunde Deines Thuns;
Entsetzt kehrt sich das Volk von seinem König,
Der Mord, Verrath und Eh'bruch auf sich lud!

David.

Das wagst Du mir zu sagen?

Nathan.

Denkst Du so
Der Gnaden, die der Herr auf Dich gehäuft?
Er hat Dich aus den Händen Saul's gerettet,
Gesalbt zum König über Israel,
Zum Hüter des Gesetzes Dich gemacht,
Und jede höchste Gunst auf Dich gehäuft,
Die eines Mannes Herz erfreuen konnte.
Da hast Du selber das Gesetz zerstört,
Hast, Du, dem aller Reichthum offen stand,
Dem armen Mann sein einz'ges Lamm geraubt!
Sprich, als Du ihm sein holdes Weib verführt,
Wo fand'st Du, ihn zu morden, noch das Herz?
War Einer treuer Dir? War Einer besser?
Schlief er nicht noch zuletzt vor Deiner Thür?
Du sandt'st ihn fort! Lug war Dein letztes Wort,
Und Lug Dein Gnadenbrief in seiner Hand.

Selbst in das Lager eiltest Du ihm nach,
Wir priesen Dich dafür. Selbstsücht'ges Herz!
Was war Dir Rabbah? Ob dort unser Volk
Noch zwanzig Jahre blute, galt Dir gleich.
Ein ganzes Heer beweinte den Verlust
Des großen Kriegers — und Du freutest Dich,
Du triumphirtest, daß Du ihn gefällt!

David.

Bist Du im Bunde mit dem Pöbel, Nathan,
Daß Du der Feinde Lügen wiederholst?
Ich schuld am Tod Urias'?
Die vor's Gesicht, die es bezeugen, Die,
Die daran Theil genommen! Rede, sprich,
Wer hat's gesehn? Auf weff' Geständniß hin
Wagst Du mich zu beschuld'gen? Stell' ihn her,
Und ich will Rede stehn!

Nathan.

O läugne zu!
Und wär'st Du schuldlos, wie Du es nicht bist,
Es hilft Dir nicht, denn Niemand glaubt es Dir.
Man glaubt die That. Geh', sag's dem Aufstand unten,
Daß Du nicht schuldig bist! So wenig als
Das Meer im Sturm vor Deinem Worte weicht,
Weicht diese Menschenfluth davor zurück!

Kannst Du beweisen, daß Du's nicht gethan?
Du kannst es nicht. Ich aber sage Dir:
Du hast's gethan, Du hast den ew'gen Grund
Des Rechtes und der Ordnung selbst zerstört.
Vor Gottes Antlitz ein Verworf'ner nun,
Der Krone unwerth, die Du schnöd' befleckt,
Trotzest Du noch, ich aber sage Dir:
Kraft meines Amtes, das das Höchste ist,
Entkleid' ich Dich des königlichen Schmucks!
Bekennen wirst Du die begang'ne Schuld,
Und Buße vor dem Herrn der Kön'ge thun!

David.

Bekennen, büßen! — Schüler Samuel's,
Ist das Dein Anschlag? Ha, ehrgeiz'ger Priester,
Demüthigen willst Du das Königthum,
Um Deiner Kaste Herrschaft zu erhöhn!
Wie Der den Saul gebrochen, hoffest Du
Auch mich zu brechen! O, ich bin kein Saul,
Ich hab' ein fest'res Herz — und hab' noch Macht,
Und hab' noch Feldherrn, welche Deinem Haufen
Das Schwert entgegensetzen!

Nathan.

Läst're zu!
Der, dem die Waffe seiner Unthat in

Der frech erhob'nen Hand zerbricht, mag schmähn,
Doch seine Lästerung entführt der Wind!
Nein, König, was heut' gegen Dich sich kehrt,
Es ist kein Krieg, den Dir die Bosheit schürt,
Ein heil'ger Aufstand ist es, ein Geschick
Von Gottes Zorn ergossen über Dich!
Hier steh' ich — nicht Dein Feind — o nein, nein, nein,
Dein einz'ger Retter, welcher noch dem Sturm,
Der unten heult, gebieten kann: sei still!
O trotze nicht dem Herrn! Zu Deinem Heil,
Zu Deinem eignen Frommen rath' ich Dir:
Umarme den Altar; wohin Dein Aug'
Auch reicht, Du hast kein anderes Asyl!
Demüth'ge Dich vor Gott!

(Krieger eilen im Hintergrund über die Bühne.)

David

(dumpf).

O meine Krone!
Das Ungeheuer des Gerüchts verschlingt
Mir meine Krone! Warum kam dies so?

Nathan.

Weil Du gesündigt hast! O sieh Dich an,
Wie Du entwaffnet schon vom Zorn des Herrn!
Wer kniet vor Dir? Wer ruft: es leb' der König?

Du zählst auf's Heer! Hast Du den Liebling ihm
Nicht todtgeschlagen durch der Feinde Schwert?
Schon haben sich die hier gebliebn'nen Schaaren
Zum Volk geschlagen; wenn die Kunde erst
Das Heer ereilt, sprich, was wird dann geschehn?
Verlassen bist Du, wie der Sünder ist,
Und Deine Zuflucht nur bei Gott allein.
Drum auf die Knie! Vor Gott! Vor Gott! bereu'!

(als David zaudert, zum Fenster gehend und es aufschlagend)

Nun König, hörst Du das?

(man vernimmt das wilde Toben des Volks.)

David.

Was kann ich thun?
Ob schuldig oder schuldlos, ist hier gleich!

Nathan
(mit erhöhtem Nachdruck).

Erkenn' Dich schuldig!

David.

Schuldig? Fühlst Du nicht,
Daß es mein Sturz ist, den Du von mir forderst?

Nathan.

Ein Sturz, von dem Du Dich erheben kannst,
Wenn Gott Dir gnädig ist! Die Hand des Herrn
Ist stark und gnadenreich!

David.

O brich, mein Knie!

Nathan.

Du fügst Dich? Gut. Es ist Dein eignes Heil,
Ich geh' hinab, dem Volke zu verkünd'gen
Des Königs Buße und den Sieg des Herrn!

(Nathan ab.)

Auf den allein gelassenen verzweifelnden König stürzt neues Entsetzen ein; Bathseba kommt, sie weiß jetzt um Alles und ruft laute Klagen zum Himmel. Der Hohepriester führt sie dann in das Gefängniß ab.

Im fünften Akt sehen wir Absalom und Dagon in der Nähe der Hauptstadt an der Spitze der Empörung. Während der erstere sich zum Zuge nach Jerusalem bereitet, seinen Vater zu entsetzen, eilt Dagon in Joab's Lager, um ihn und das Heer zu gewinnen. Im Weitern erblicken wir Bathseba vor Gericht, während David, der sich der priesterlichen

Gewalt völlig gebeugt hat, seinen Frevel dreißig Tage lang in Sack und Asche trauernd büßt. Bathseba wird vom Gericht der Priester zum Tode verurtheilt; die Vertheidigung, welche sie führt, ist in menschlicher wie poetischer Beziehung meisterhaft zu nennen. Nach ihrer Verurtheilung ersticht sie sich selbst.

Der empörte Sohn David's naht mit seinen Anhängern der Stadt, das geschreckte Volk eilt herbei, den König aus des Tempels Gewahrsam zu befreien, damit er es gegen den Feind führe. Der geschmeidige Hohepriester giebt David sogleich frei, und erst die Nachricht vom Tode Bathseba's, von der Empörung Absalom's, vom Siege und Heranrücken Joab's giebt dem König die alte Kraft zurück. Er macht sich auf, dem Sohne entgegenzugehen, mit den Priestern will er Rechnung halten, wenn er zurückkehrt.

Das ist der Inhalt eines Stücks, welches wohl in einzelnen Theilen des Dichters völlige Befähigung documentirt, dessen Stoff indessen wenig geschickt ist, dramatisch bearbeitet zu werden. Einmal ist er dazu viel zu dürftig, dann aber auch nicht geeignet, von unserer modernen Poesie verschönert zu werden. Es ist ein eigenthümlich Ding, in diese biblischen Stoffe die moderne Bildung hineintragen zu wollen; es hat sich von diesen Stoffen eine tausendjährige abgeschlossene Ansicht gebildet, die es nicht vertragen kann, daß

man philosophisch-politische Ideen, wie sie die Welt jetzt bewegen, hineinlegt oder darin findet. Alle diese biblischen Dramen, deren wir jetzt bereits eine ziemliche Zahl haben, haben keinesfalls die Bestimmung, länger als nur sehr kurze Zeit zu dauern; wir dürfen übrigens darüber nur erfreut sein, wir haben nicht nöthig, in jene uns so fern liegende Sagengeschichte nach passenden Stoffen zu greifen, wir haben deren grade genug rund um uns liegen.

Daß dies so ist, hat Meißner auf eine höchst befriedigende Weise an seinem zweiten Drama, der „Welt des Geldes", gezeigt. Bei diesem modernen, aus unsrem nächsten Leben gegriffenen Stoffe hat Meißner dargethan, auf welches Feld der dramatischen Dichtung seine Muse mit größerm Erfolge sich zu begeben hat.

Wir bemerken hier nochmals, wie wir das bereits andeuteten, daß wir Alfred Meißner für einen der befähigtsten unter unsern neuern Dichtern halten, daß wir von ihm auch in der dramatischen Dichtung viel und viel Gutes erwarten. Eben deshalb müssen wir streng sein gegen Das, was er bisher darin geleistet hat. Mittelmäßige Menschen mögen mit mittelmäßigen Geistesprodukten einer gleichen oberflächlichen wie minder strengen Beurtheilung unterliegen — bei einem

bedeutenden Menschen, bei einem sehr talentvollen Dichter übt man nur anerkennende Gerechtigkeit, wenn man streng über ihn und seine Werke urtheilt, wenn man allein den Maßstab anwendet, der nur an wahrhaft Gutes und Großes zu legen ist.

„Reginald Armstrong“ oder „Die Welt des Geldes“ ist ein Trauerspiel aus den höhern Kreisen der englischen Gesellschaft. Im Vordergrunde steht Reginald Armstrong, ein talentvoller Journalist, ein gescheidter, geistreicher Mann; neben ihm sein Freund, der Advokat Glendower, ein kalter, schlangenklug berechnender Egoist ohne alles Herz.

Armstrong wird von Unglücksfällen getroffen; durch einen Proceß verliert er das Vermögen, das ihm sein Vater hinterließ; bei einer Wahl in's Parlament soll er, der talentvolle, begeisterte Mann, der rohen Uebermacht eines Mitbewerbers, welcher den großen Vorzügen des armen Reginald als einziges Verdienst ein großes Vermögen entgegenzusetzen hat, unterliegen.

Armstrong liebt eine Französin, eine Sängerin und Schauspielerin, Clarisse d'Harcourt. Er will sie heirathen und hofft, vermöge seiner Feder so viel zu gewinnen, als sie beide zum Leben gebrauchen. Dabei wiegt er sich in den Träumen eines idyllischen Glücks, was freilich mit Bezug auf sein Einkommen so wenig als möglich kosten darf.

Arabella Woodstock, die Erbin eines großen Vermögens, liebt Reginald Armstrong; dieser findet wohl Gefallen an ihr, doch hält er sich an Clarisse gebunden. Der berechnende Glendower sucht alle Mittel hervor, ihn Clarisse vergessen zu machen; er soll Arabella heirathen, damit die Macht des Besitzes die Macht des Genie's unterstütze.

Dies ist vorläufig die Situation. Bei einem Fest im Hause der Woodstock's, der reichen Onkel Arabellen's, kommt es unter diesen Verhältnissen zwischen Armstrong und Clarisse zum Bruch, zwischen ihm und Arabella zur Verständigung. Wir geben die erste dieser Scenen zur Probe.

Dritte Scene.

Reginald. Später Clarisse.

(Musik im Saale.)

Reginald
(sich in ein Fauteuil niederwerfend).

O Glendower's unbarmherziger Verstand hat recht, fürchterlich recht! In dieser entsetzlichen Zeit, wo der nichts ist, der nichts besitzt, muß der Geist seine Keuschheit opfern und erbarmungslos sich selbst ver-

läugnen, wie es die Uebrigen thun. O diesen Sorgen, diesen Demüthigungen, diesen Zurücksetzungen ein Ende zu machen, eine Welt von Qual zu durchbrechen — es ist eine Nothwendigkeit, beinahe eine Pflicht. Ja, ja; von jenem Verhältnisse muß ich mich losreißen, das ist gewiß. Ohne feste Existenz heirathen, ist die Sache eines Thoren. Wenn ich sie dagegen erringe — ein Eidam der Woodstock's kann Alles werden in England. (Will in den Saal und erblickt Clarisse.)

Clarisse
(in gereiztem Tone).

Also — — Sie tanzen heute nicht?

Reginald.

Ich — ziehe es vor, mit anzusehen, wie Sie es mit Lord Dormington treiben!

Clarisse
(gereizt).

Wie ich es mit Lord Dormington treibe? O, Sie spielen den Eifersüchtigen? Erfinden Sie doch eine bessere Ausflucht, Reginald, um Ihr verwandeltes Wesen zu erklären!

Reginald.

Clarisse, wenn Sie übler Laune sind, so — lassen Sie mich jetzt! Ich bin eben nicht geduldig gestimmt. Schlechte Nachrichten — allerlei, was über mich hereinbricht, scheiternde Hoffnungen ringsum! und dabei soll ich Vorwürfe anhören, die ich nicht verdiene!

Clarisse
(bitter).

Es gab eine Zeit, Reginald, wo Sie sich durch unsere Liebe vor jedem Unheil geschützt glaubten. Sie sind verwandelt. Seitdem sie sich ganz in die Politik geworfen, und besonders seitdem Sie der Gast dieses Hauses geworden, ist Alles anders. Und immer düsterer werden Sie, je mehr die Zeit unserer Verbindung herannaht — was soll ich denken?

Reginald
(sehr aufgeregt).

Clarisse, lassen Sie das, — ich bin unglücklich. Aber hier ist nicht der Ort, davon zu sprechen — —

Clarisse.

Reginald, das halte ich nicht länger aus, ich muß wissen, was Sie in sich tragen. Ich muß!

Reginald.

Jetzt nicht!

Clarisse
(ihm in den Weg tretend).

Doch!

Reginald.

Wohlan denn, Clarisse, wenn es jetzt schon gesagt werden soll — das ist's: die Verbindung, von der Sie sprachen, kann nicht stattfinden!

Clarisse.

Reginald!

Reginald.

Clarisse, ich war Willens, Sie zu heirathen, so lange ich an die Möglichkeit glaubte, Ihnen eine angenehme und gesicherte Stellung zu verschaffen. Dies ist vorbei. Ich bin ärmer, als Sie glauben, ärmer, als alle Welt glaubt, und ganz auf mich allein angewiesen. Wie es ist, hab ich' meiner Frau nur ein eingeschränktes, ja ein dürftiges Loos zu bieten; mir mangelt der gewissenlose Muth, es Ihnen anzutragen.

Clarisse.

Ist dies Alles? Wirklich? Damit wollen Sie mich schrecken? O, glauben Sie mir, um des geliebten Mannes willen verzicht' ich leicht auf das Leben, das ich bisher geführt. Wir werden uns einschränken; ein eingeschränktes Loos hat für mich nichts Schreckliches, Reginald!

Reginald
(mit Entschiedenheit).

Mir und meinen Kräften ist es tödtlich! Ich brauche Glück; Bedrängniß wäre der Tod aller meiner Fähigkeiten! Ich kann darüber nicht hinaus. Einzeln lebt es sich so, aber zu Zweien! —

Clarisse.

Weil Sie es wünschten, habe ich das Theater verlassen. Aber darum habe ich meine Stimme noch nicht verloren. Ich kann wieder auftreten und dann —

Reginald.

Auftreten? Meine Frau auf dem Theater? Nein! Clarisse, das nicht! dafür muß ich danken! Sie auf den Brettern, damit wir leben können! Ich ein Ap-

pendix, den Sie mit sich herumführen? — Nein danke! Ja! wieder auftreten! das Publikum wieder zu Ihren Füßen sehen, o, ich weiß, das bliebe Ihr ewiger Wunsch! Seltsam, daß Sie noch nicht gemerkt haben, daß ich das nimmermehr zugeben würde! — Doch nein, Sie merken nicht einmal, daß Ihre steten Erinnerungen an Ihre Bühnenzeit, diese Reminiscenzen aus dem Opernhause, mir unleidlich sind, und —

(Lord Dormington tritt auf.)

Lord Dormington.

Verzeihung, mein Fräulein, wenn ich ein gewiß höchst angenehmes Gespräch unterbreche. Der versprochene Tanz ist an der Reihe; seit zwanzig Jahren tanze ich nicht, aber — —

Clarisse.

Gleich, Mylord, gleich. (zu Reginald leise, aber mit Nachdruck.) Ich durchsehe Sie — Sie verlassen mich. Was sind Schwüre, was ist das Unglück eines Herzens, wo es sich darum handelt, eine reiche Partie machen zu können? (zu Lord Dormington, der Reginald unwirrsch durch die Lorgnette betrachtet) Gleich, Lord Dormington! — O, und es kostet Ihnen nicht einmal

einen Kampf! Heirathen Sie, heirathen Sie. Es ist gut, ganz gut. Um das Herz eines Weibes zu brechen, ist eine Million — ein anständiger Preis! — Kommen Sie, Mylord!

(nimmt seinen Arm, ab.)

Während dieser Scene hat der dienstfertige Glendower bei Arabellen zu Gunsten Armstrong's gewirkt, Arabella erscheint. Der Schluß des ersten Akts bringt die Einigung zwischen Beiden — er folgt hier.

Fünfte Scene.

Reginald. Arabella.

Arabella.

Also hier? Allein und nachdenklich? Unser Ball ist für Sie kaum vorhanden. Sie fliehen die Menschen. Warum?

Reginald
(düster).

Ich bin vom Feste ausgeschlossen, der Anstand will, daß der Mann von Welt in der Gesellschaft

jedes heftige Gefühl ersticke. Es ist unhöflich, heitern Gesichtern den Ausdruck einer verwilderten Stimmung zu zeigen. Die Empfindlichkeit darf wohl in den Salon, aber kein großer Schmerz. Ich — Ihnen darf ich's sagen — ich bin heute schmerzhaft ergriffen.

(Er geht ein paar Schritte auf und ab.)

Arabella.

Ich ahne, was Sie drückt — die Nachrichten aus Aschby. —

Reginald
(bleibt stehn).

Sie wissen es schon? O böse Nachrichten reisen schnell. Und doch! Wären diese Nachrichten aus Aschby das Einzige — —

Arabella.

Glauben Sie nicht, daß Ihr Zustand mir entging. Schon seit längerer Zeit seh' ich Sie umhergeworfen zwischen widersprechenden Gefühlen still und heftig kämpfen. O! daß wir Frauen doch immer unwerth befunden werden, die Vertrauten tieferer Gefühle des Mannes zu sein, daß ich bei dem, was Sie bewegt, eine müßige Zuschauerin bleiben soll!

Reginald
(bewegt).

Ich habe meinen Hochmuth, Arabella! Ich halte gern meinen Schmerz an mich und ersticke selbst die gerechte Klage. Ich würde sogar verschmähn, Sie meinem Kampfe zusehen zu lassen — wenn ich nicht — ja, wenn ich Ihnen nicht eine tiefe, wohlwollende Seele zutraute. Arabella! Ich kämpfte mein Leben lang; ich muß bald siegen, sonst brech' ich zusammen!

Arabella.

Daß ich Sie beschwören könnte: Bändigen Sie Ihren Stolz! Daß mein Wort, daß ich selbst Etwas über Sie vermöchte! Doch was sind wir Ihnen, was bin ich Ihnen, die Sie erst seit einigen Wochen kennen? Bald umgiebt Sie eine andere Welt, Sie vergessen zuerst Ihr Versprechen, uns wiederzusehn — Dann uns selbst — —
(sie hält erröthend inne, im Gefühl zu viel gesagt zu haben.)

Reginald
(wahrhaft ergriffen).

Nein, Arabella, nein! (Nach einer Pause, in der er sie anblickt, und alle Mienen die Spannung eines inneren Kampfes verrathen.) Wie lieb Sie da sprechen! Bis zu diesem Tage hab' ich nur die Selbstsucht handeln sehn, ein Wesen

wie Sie hab' ich noch nicht gekannt. Ich sollte es nach meinen harten Grundsätzen belächeln — bedauern — statt dessen möchte ich verehrend davor auf die Kniee fallen — — und dann als unwürdig in die Oede gehn!

(wendet sich zum Abgehn).

Arabella

(leidenschaftlich, ihm in den Weg tretend).

Reginald — ich kann Sie nicht verlieren! (ergreift seine Hand.)

Reginald

(lebhaft, vom Moment hingerissen).

Arabella!

Clarisse

(erscheint im Hintergrunde).

Der Elende!

(sie bleibt beobachtend stehn.)

Reginald

(innig und wahr).

O daß diese Stimmung meiner Seele nie, nie zu Ende klänge, dann könnt' ich Ihnen Alles, Alles sein!

Arabella.

Ich Selige!

Reginald.

Gutes, gutes Mädchen! (küßt ihre Hand und zieht sie an sich. In diesem Augenblick treten aus dem Saale: Ralph, Arthur, Glendower, Gregory, Huntlow, Gäste.

Ralph
(Arabella an der Hand fassend).

O meine Ahnung! Arabella, eben wendet sich der Gründer unseres Hauses im Grabe um!

Arabella.

Mein Oheim!

Clarisse
(Reginald bei Seite nehmend).

Du hast mich verrathen, Reginald, verrathen für eine Million! Werde elend! In der Mitte Deines Reichthums und Glücks treffe Dich Elend — Verzweiflung —

Reginald.

Clarisse!

Clarisse
(verächtlich).

Geh! (ab.)

Glendower
(so daß Clarisse es noch hört).

Schöner als Medea, und, ich glaube, eben so rachsüchtig!

Der Vorhang fällt.

Das ist der Schluß des ersten Aktes, die Einleitung. Wir haben hier vorläufig eins zu tadeln. Beide Damen treten offenbar so auf, daß der Zuschauer an ihrem Geschick wenig Antheil nehmen kann. Clarisse erscheint wie ein ungebildetes Weib, deren geringes Zartgefühl, mochte sie sonst noch so schön sein, einen Mann wie Armstrong nie fesseln konnte; Arabella erscheint gar zu ungeschickt, man möchte sie beinahe einfältig nennen.

Dem einmal angedeuteten Charakter zufolge versucht Clarisse eine erbärmliche Rache. Sie erscheint im Beginn des zweiten Akts bei Glendower, um von ihm Näheres darüber zu erfahren, ob es wahr sei, daß Reginald Arabellen heirathe. Man begreift nicht recht, wie sie dazu kommt, noch nach solchen Dingen zu fragen; wir haben gesehen, wie sie selbst ihren Geliebten förmlich verabschiedet; was will sie

nun noch mit jenen Fragen? Dabei benimmt sie sich auf's Neue des zarten und verständigen Weibes unwürdig, sie tritt mit ziemlichem Leichtsinn auf, und wird von Glendower eben so leichthin behandelt. Mochte dieser auch noch so verderbt von Charakter sein, er durfte in der erwähnten Scene sie nicht so leichtfertig behandeln. Während Glendower einen Augenblick das Zimmer verläßt, entdeckt Clarisse einen Brief Armstrongs an denselben, worin er wiederum mit einem Leichtsinn, der wenig geeignet ist, für ihn Interesse einzuflösen, sich gegenüber dem Freunde über sein beginnendes Verhältniß zu Arabella ausläßt. Sie steckt den Brief zu sich — das ist unbedingt die schwächste Stelle des Stücks. Auf diesem Diebstahl beruht die ganze Verwickelung; war es nicht möglich, dieselbe auf eine bessere Weise herbeizuführen?

Inzwischen naht Armstrong, Clarisse geht durch eine Seitenthür, Armstrong tritt ein, — um Abschied zu nehmen. Er ist wiederum andern Sinnes geworden, will Arabellen nicht heirathen, will sich außerhalb England zerstreuen, auf Reisen gehn und dergleichen mehr. Glendower erschöpft sich, ihn von diesem neuen Gedanken abzubringen. Er bietet Alles auf, ihn zu der Heirath mit Arabella zu bewegen; die hierhergehörende Scene ist eine der besten des Stücks. Armstrong schwankt hin und her, und legt endlich die ganze

Angelegenheit in Glendower's Hand. Dieser wendet mancherlei Mittel an, um die Verheirathung mit Arabella zu Stande zu bringen; ihre beiden, auf ihr Vermögen stolzen Oheime arbeiten ihm nach Kräften entgegen — da treffen Arabella und Armstrong noch einmal zusammen, der schwankende Reginald wird von der liebenden Arabella hingerissen, sie fliehen Beide, in demselben Augenblick, wo Clarisse dem widerwilligsten der beiden Oheim's den bei Glendower weggenommenen Brief einhändigt.

Sie verheirathen sich; nach kurzer Zeit wird ihre Wohnung von den beiden Woodstocks entdeckt.

Die Kraft des Reichthums beginnt sich an Armstrongs Stellung schon zu erproben. Man schätzt seine journalistischen Leistungen, seine Wahl in's Parlament scheint jetzt gesichert.

Er selbst hat noch wenig Gewinn aus der Aenderung der Verhältnisse gezogen. Er hat Arabella nie geliebt; Clarissens Bild, die sich inzwischen mit dem alten Lord Dormington verheirathet hat, schwebt ihm noch immer vor der Seele.

Während seiner Abwesenheit erscheint Arabellens Oheim Ralph Woodstock bei ihr; er theilt ihr jenen Brief mit, in dem Armstrong selbst in ziemlich gefühllosen Ausdrücken von ihr, der Möglichkeit, sich mit ihr zu verheirathen, und den wohlthätigen Folgen

einer solchen Heirath für seine eigene Person an Glendower geschrieben hat. Sie wird von dieser Nachricht ohnmächtig niedergeworfen; Reginald erscheint in Begleitung Glendower's, wird von Arabella über den Brief gefragt, Glendower leugnet an seiner Stelle die Aechtheit desselben. Ralph Woodstock beleidigt Armstrong in Gegenwart Arabellens, wie er ihn schon früher beleidigte, er nennt ihn einen Betrüger. Der dritte Akt schließt mit der grenzenlosen Erbitterung Armstrong's gegen diese Woodstock's, die er leider der unglücklichen Arabella gegenüber ebensowenig zu verbergen weiß, als gegen ihre Oheime.

Im nächsten Verlauf des Stückes tritt ein Ereigniß ein, welches Armstrong's Gemüthsstimmung in noch größerer Weise reizt.

Er hat einem geliebten Wesen entsagt, um durch die Heirath einer ungeliebten reichen Frau seinem Ehrgeiz, seinem Talent leichtere Wege zu bahnen. Da trifft ihn die Nachricht, daß ein fern wohnender Verwandter ihm ein bedeutendes Vermögen hinterlassen habe, wie ein Donnerschlag. Warum trat dieser Zufall nicht früher ein, warum mußte er erst so viel opfern, was ihm im andern Falle erhalten blieb? Er selbst in den Fesseln einer Ehe, welche die Liebe nicht schloß; Clarisse vermählt in gleicher Weise, und nun auf einmal die vorher so sehr entbehrten Mittel

eines glücklichen Lebens! Diese Contraste hat der Dichter im hohen Grade wirksam erfunden und ausgeführt; die Situation charakterisirt sich am besten durch einen Monolog Arabella's, den wir hier mittheilen.

Arabella
(allein).

Armer Arthur! wie wenig ahnt er, was mich quält, was mich bedrängt, was mir des Nachts den Schlaf raubt! Es kann es auch Niemand wissen — Niemand außer Einem — und der kehrt sich ab. Mit welchem Ausdruck Reginald den Brief wegschob, der ihm die Erbschaft zusicherte! Den schrecklichen Ausdruck seines Gesichts vergess' ich nie. „Wärst Du ein Paar Monate eher gekommen!" brach es aus ihm hervor, und seitdem spricht er kaum mit mir. Ich fürchte mich beinahe ihm in's Gesicht zu sehen — sein Auge hat Etwas, das versteinert. — „Wärst Du ein Paar Monate eher gekommen!" Was wollte er damit sagen? Vor ein Paar Monaten fand unsere Hochzeit statt! Wenn er da hinaus dachte — entsetzlich! Dann wäre ja wohl auch jener Brief echt — dann müßte ich wohl auch glauben, daß er — O nein! wenn ich nicht wahnsinnig werden soll, nein, nein, nein! Dies Stück berechnender Heuchelei kann nicht aus seiner Feder, aus seinem Herzen geflossen sein! Er, dessen

Sinn so edel und nur auf große Zwecke hin gerichtet — solch' ein Spiel! — nein! Aber warum diese gefaltete Stirn, diese geballte Hand, dieser bittere Mund? — (auf die Pendule blickend). Sieben Uhr! unsere Tischzeit längst vorbei, und er noch nicht daheim! den ganzen Tag hab' ich ihn nicht geseh'n, und es ist doch sein Geburtstag. Er ist draußen, irgendwo, bei Menschen, die mir fremd sind. Ich glaubte, die Gefährtin seiner Gedanken zu werden, Theil zu nehmen an seinem ganzen innern Leben — und muß nun erst durch die Zeitungen erfahren, was er unternimmt, was er gesprochen! (Pause.) Ich möchte wohl wissen, ob je eine Reiche glücklich war? Ob nicht jede reiche Frau verfolgt wird von der Frage „Wirst Du geliebt? geliebt um Deinetwillen?" Ich Thörin! Sie sind Alle glücklich und ruhig — nur ich! Der Verdacht ist Alles, und weh' der Stunde, die ihn weckt! (Pause). Wie ist mir? Ich bin verwundet! Was gäb' ich darum, mein Haupt nur eine Stunde an eines mitleidigen Wesens Schultern legen zu können! (sich betrachtend). In Sammet und Spitzen, Juwelen um den Hals und Arm — und (auf die Brust zeigend) hier das Weh'! Bei Tage kann ich noch lächeln und heiter scheinen, aber so — wenn die Nacht kömmt — und ich allein — unbewacht — kann ich die Hände ringen — geisterartig! (Langsam ab.)

Der Tod Lord Dormingtons, des Gemahls von Clarisse, stürzt Armstrong von Neuem in ein wildes Toben seiner Gefühle, seine Gedanken verirren sich bis zum Verbrechen. Er denkt an den Tod seiner Frau, an die Möglichkeit, sich dann noch mit Clarissen zu verbinden. Glendower reißt ihn kalt aus diesen wilden und bösen Phantasien; Glendower beginnt jetzt, für sich zu handeln, er geht fleißig zu Lady Dormington, sie ist noch immer die schöne Clarisse und jetzt obenein reich dazu. Er geht eben wieder zu ihr; sie hat die Absicht, England zu verlassen, es wird die höchste Zeit, daß er seine längst gehegten Pläne zur Reife bringt, er macht ihr eine Liebeserklärung. In dem Augenblick dringt Reginald in der Lady Wohnung, Glendower versteckt sich, Reginald erscheint. Clarisse frägt, was er von ihr wolle; in den leidenschaftlichsten Ausdrücken schildert er die bisher empfundenen Qualen: „Clarisse, hab' Erbarmen! Ja, es ist wahr, Schönheit, Prunk, Ehrgeiz waren die Abgötter meiner Seele; um sie zu erringen, erstickte ich mein besseres Ich, heirathete ein Mädchen, das ich nicht liebte, verkaufte mich. Es war abscheulich. — Ich glaubte es tragen zu können; Tausende tragen es und sind ruhig. Ich trag' es nicht. Was ist Reichthum, was ist Pracht und Macht, wenn eine Leidenschaft die wehrlose Seele bestürmt? Wunden

brechen in mir auf, mir selbst ein Räthsel, Dinge, denen ich nie eine Wirkung zugetraut hätte, bringen mich um. Mein Weib wird mir verhaßt, ich denke nur an Dich, Clarisse, ich werde bös, ich werde schlecht, ich kenne mich selbst kaum mehr."

Da erscheint Arabella, doch die eigentliche Katastrophe führt die Entdeckung von Glendower's Anwesenheit herbei. Armstrong durchschaut sein getriebenes Spiel; müde gehetzt wendet er sich von neuem und mit noch größerer Bitterkeit gegen Arabella, welche sterbend zusammenbricht. Erst in diesem letzten Augenblick gewinnt der Zuschauer etwas aus der Rolle selbst herausgehendes Interesse für die unglückliche Frau, die er bisher nur bemitleiden konnte.

Der fünfte Akt ist eine eigenthümliche, unnöthige Ueberhäufung des Stoffes. Der Schluß des Drama's, wie ihn der Dichter beliebte, mußte bei der eben erzählten Katastrophe eintreten, nicht später. So sehen wir denn im fünften Akt noch einige unnöthige Scenen, wenn auch eine sehr schöne darunter ist.

Reginald legt sein Mandat als Mitglied des Parlaments nieder. Er empfängt einen Besuch von dem ihn tödtlich hassenden Ralph Woodstock — der mit ihm abrechnen will. Durch das Verbrennen des Testaments, in dem Arabella ihren Gatten zum Erben ihres großen Vermögens einsetzt, wird der Kaufmann und Mensch

beruhigt, der Anblick des schmerzerfüllten, verzweifelten Armstrong thut das Uebrige. Am Abend dieses Tages stürzt der halb wahnsinnige Reginald noch einmal in Clarissens Wohnung — er trifft Glendower hier an, der ihn noch mehr mit kalten Worten empört, und schießt den feigen Schurken nieder, der die ihm dargereichte Pistole zum Zweikampf nicht annimmt und vergebens zu entfliehen versucht. Mit der zweiten Kugel tödtet Armstrong sich endlich selbst, der müde und matt gehetzte Mann.

Aus dem Angeführten geht hervor, wie bedeutend Stoff und Anlage dieses Drama's sind. Wir haben mehr der mannichfachen Fehler des Stücks, weniger seiner Tugenden gedacht. Das müssen wir hier nachholen: einmal wollen wir das ganze Stück selbst der Lectüre unserer Leser recht dringend empfehlen, dann aber wollen wir auch hier die Ueberzeugung aussprechen, daß Alfred Meißner mit dieser dramatischen Arbeit sich das vollste Anrecht auf unsere Erwartung erworben hat, er werde noch viel und Vortreffliches auf dem Felde dramatischer Dichtkunst schaffen. Wir erwarten das mit Zuversicht, und freuen uns schon jetzt auf den daraus erwachsenden Genuß. —

Das dritte dramatische Werk Meißner's ist der „Prätendent", bisher noch nicht gedruckt, sondern erst

für die Bühnenaufführung in Vorbereitung. Der liebenswürdige Dichter hatte die Güte, uns ein passendes Bruchstück daraus im Voraus mitzutheilen; es folgt hier mit der nöthigen Einleitung zum besseren Verständniß des Ganzen.

Der Held von Meißner's „Prätendent von York" ist kein anderer, als jener Warbek, den auch Schiller in einem Schauspiel vorführen wollte, zu dem er sogar einen Plan hinterlassen hat. Meißner hat jedoch sein Trauerspiel mehrere Jahre nach dem Zeitpunkt beginnen lassen, wo Schiller's Drama abschließen sollte, und nicht Warbek's Liebesabenteuer in Brüssel, sondern seinen Feldzug in England zum Gegenstand genommen. Auch hat er sich wohl gehütet, den Held seines Trauerspiels, wie Schiller dies gethan, als Betrüger aufzufassen.

Es ist bekannt, daß unter der Regierung Heinrichs VII. ein junger, mit den glänzendsten Eigenschaften ausgestatteter Mensch auftrat, der sich für jenen Prinzen von York ausgab, der auf Befehl des „grimmen Ebers" Richard III., im Tower umgebracht worden sein sollte. Er dokumentirte seine Identität auf die seltsamste und jeden Widerspruch widerlegende Weise, wurde von den Höfen Frankreichs und Spaniens als wirklicher Erbe des englischen Throns anerkannt, gelangte nach Schottland, wo er den Kö-

nig Jakob IV. für sich zu begeistern wußte, und verstand es, die Empörung bis nach London und seine Fahnen siegreich durch einen großen Theil von England zu tragen. Noch als er besiegt wurde, blieb er ein lebendiges Räthsel. Die Einen wollten in ihm nur den Sohn eines Juden aus Tournay, mit Namen Perkin Warbek erkennen, die Anderen behaupteten, daß er ein natürlicher Sohn Eduard's IV. sei, der durch diesen Juden nach Flandern gerettet worden. Meißner nimmt das letztere an, wodurch sich die Aehnlichkeit mit Eduard, sein ritterlicher und kriegerischer Geist erklärt, und läßt ihn durch den alten Juden Warbek, seinen Großvater (von mütterlicher Seite her) der ein Judenkind auf den Thron Englands bringen will, im Wahne erzogen worden sein, daß er der wahre Prinz von York sei. Die Erkenntniß der Unwahrheit seiner Person wird die Peripetie des Stücks und bedingt seinen Sturz.

Nachdem uns der erste Akt nach Antwerpen geführt hat, wo der Prätendent, im Begriff sich nach Irland einzuschiffen, einer Gefangennahme durch den Spanier Hialas, den Agenten Heinrich's VII. kaum entgangen ist und seine Identität als Prinz so dokumentirt hat, daß der ebenfalls gegen ihn gesandte Graf Hereford zu ihm übergegangen, — versetzt uns der zweite Akt nach Schottland, wo der Prätendent

vom Sturm verschlagen ankömmt, vom Spanier Hialas scharf verfolgt. Zufällig trifft er auf den im Forst eine große Jagd abhaltenden König Jakob von Schottland, der nur ein neues Werkzeug sucht, England innere Kämpfe zu bereiten. Die glänzende Erscheinung und das überzeugende Auftreten des Prätendenten reißt die kriegerischen Schotten hin, ihm ihre Hilfe zur Gewinnung seines Reichs zuzusagen, und so stehen wir denn an dem Eröffnungspunkte seines Feldzugs gegen Heinrich den VII.

Hier beginnt die Scenenreihe, die wir nachstehend mittheilen.

Dritter Akt.

(Ein Gemach im Schlosse Lord Stanlay's in Wiltshire. Kurze Decoration. Eine geheime Thür. Nacht. Lichter auf dem Tische. Feuer im hohen Kamin.)

Erste Scene.

Die Königin Mutter (sitzt im Armsessel.) Stanley (steht vor ihr und legt eben Briefe bei Seite).

Königin.

Kein Zweifel mehr! Er lebt! Mein Richard lebt!

Stanley
(nachdenklich).

Gewiß! — Ich glaub' es erst, seit mir Lord Hereford
Den letzten Brief geheim aus Schottland sandte,
Jetzt scheint's unwiderlegbar!

Königin.

Hereford's Wort
Ist mir wie meiner eignen Augen Bürgschaft.
Er hat den Knaben so geliebt — so oft
Von meinem Arm genommen auf den seinen —

Der täuscht sich nicht! O daß der Jude lebte,
Der meines Richard's Pflegevater war;
Wie wollt' ich ihn mit Schätzen überhäufen.
Nicht wahr, es war ein Jude? Ist's nicht so?

Stanley.

Es ist erwiesen, daß ein Jud' es war!
Allein der braucht nicht Eure Schätze mehr.
Wollt Ihr ihm danken, thut's mit stillem Dank
Und innigem Gebet. Den hat der Zufall —
Vielleicht auch Heinrich aus dem Weg geschafft!

Königin.

Ich sollte jubeln — doch vermag ich's nicht —
Ich hab zu viel gelitten diese Zeit!
Durch welche Höllen hat man mich gehetzt —
Welch' Spiel trieb man mit einem Mutterherzen!
Man gab mir Scheinbeweis auf Scheinbeweis,
Mein Richard sei so todt, wie Eduard todt ist,
Und jedesmal, wenn man es mir bewies,
Starb mir mein Kind auf's neu' — doch nicht genug,
Man führte mich an meiner Kinder Gruft,
Ließ mich das Ungeheuerste empfinden,
Was einer Mutter Brust empfinden kann —
Ließ mich im Angesicht Europa's schreiben:

Mein Kind ist todt — und dann beim Todtenamt,
Das ich für beide Opfer lesen lasse,
Kömmt mir die Kunde zu: Dein Richard lebt!
Soll eine Brust dies tragen? (erhebt sich.)

Stanley.

Arme Frau!

Königin.

Doch Du bist traurig, Stanley? Was kann dies
Verschulden, jetzt, in dieser Stunde, die
All' unsren Hoffnungen den Sieg verheißt?

Stanley.

Ich bin betrübt, Ihr täuscht Euch nicht. Mein Antlitz
Zeigt mein Gemüth. Ich bin Euch so ergeben,
So sehr der Eure, den Ihr lenkt und führt,
Daß ich auch dort Euch folge, wo mein Herz
In einen Todeskampf mit sich geräth.
Den nenn' ich brav, der für den letzten York
Das Schwert erhebt und in sein Lager geht,
Doch welchen Namen findet Ihr für den
Der hier bei König Heinrich sitzen bleibt,
Und doch im Geist in Richard's Lager steht?
Der alle Pläne dieses Hof's verräth,
Der hier mit Heinrich's Feinden Briefe wechselt

Und den Ministersitz doch nicht verläßt?
Wie nennt Ihr den?
(abgewandt, mit Schmerz.)
Ein solcher Mensch bin ich!

Königin.

Wer so die Dinge nimmt, der sieht ja aus
Als schwank' er in gerechter Sache. Doch
Das ist nur Stimmung, die vorübergeht!

Stanley.

Der innre Friede geht für immer mit!

Königin.

Das darf man nicht zergliedern. — Etwas Andres:
Fragt Euren Pagen draußen, ob Lord Clifford
Schon angekommen sei.

Stanley
(fährt zurück).

Nennt Ihr den Namen
Mit Vorsatz eben jetzt, wo meine Nerven
Am schwächsten sind? Graf Clifford ist
Das Zeugniß meines schwärzesten Verrath's!

Königin.

Was redet Ihr? Wer eine Sache will,
Muß auch die Mittel wollen.

Stanley.

Ja, so fällt
Man immer tiefer! Erst schrieb ich ihm Briefe,
Jetzt bring' ich ihn sogar an Heinrich's Hof.
Benutze einen flücht'gen Zorn des Königs
Um Hialas, den treusten seiner Diener
In Ungnade zu stürzen — und warum?
Um einem Hauptverschwörer Platz zu machen,
Damit er unter Heinrich's Augen sichrer
Und unheilvoller seine Fäden spinne.
Sagt nichts! denn wer so weit, wie ich, gegangen
Und keinen Augenblick sich selbst verdammt,
Der war auch eh'mals kein rechtschaffner Mann!

Königin.

Es wär' vergebens, Euch zu trösten. Denn
Die Ruhe kömmt Euch erst mit dem Erfolg.

(Lord Robert Clifford tritt ein.)

Stanley.

Ha! Clifford?

Zweite Scene.

Vorige. Clifford (eilig).

Clifford

(kniet vor der Königin nieder und küßt ihre Hand).

Gnäd'ge Königin!

Königin

(hebt ihn auf).

(warm.) Willkommen!
Ihr seid ja meines Sohnes bester Freund!
Wie steht es? — Redet!

Clifford.

Ueber all' Erwarten!
Der Prinz marschirt bereits auf Exeter!

Königin.

Ha! — hört Ihr's, Stanley?

Clifford

(zu Stanley).

Mein Freund! Euch dank' ich die straflose Rückkehr.
(umarmt ihn.)
Ihr habt mich rein gewaschen wie ein Lamm —

Und schmuggelt nun den Währwolf in die Hürde!
O braver Mann!

Stanley.

Ihr lobt mich, daß ich mir
Darüber in die Haare fahren muß!

Clifford.

Doch sagt mir schnell: ist schon der König hier?

Stanley.

Noch nicht!

Königin.

Doch bleibt er nicht mehr lange aus!

Clifford
(zu Stanley).

Hat er die Audienz mir zugesagt?

Stanley.

Auch das hab' ich bei ihm für Euch erwirkt,
Doch that er's erst nach langem Widerstreben,
Und — aus unseligem Vertrau'n zu mir!

Clifford.

O herrlich! Glaubt Ihr nicht, daß Hialas
In seiner Gnade plötzlich steigen kann?
Das wäre schlimm! zunächst für meinen Kopf!

Stanley.

Wenn's auch geschähe, so geschieht's nicht schnell!

Königin.

Indessen, hoff' ich, ist das Spiel entschieden!

Clifford.

Ich hoff' es auch. Wenn Schottland's König Wort hält,
Ist Heinrich's Fall gewiß!

Stanley.

Erregt er Zweifel?

Clifford.

Nicht eben.

Königin.

Und er kann nicht mehr zurück.

Clifford.

O solche Menschen können stets zurück.
Er ist sehr wetterwendischer Natur,
Erwärmt sich schnell und kühlt schnell wieder ab.

Königin.

Wie wär' er fester noch an uns zu fesseln
Als es bereits gescheh'n!

Clifford
(mit Bedeutung).

Und doch! — wenn Heinrich
Ein großes Unglück plötzlich widerführe!

Königin.

Auch das ist schon gescheh'n!
(Hörnerrufe draußen.)

Ein Page
(tritt ein).

Mylord, der König!
Ist angekommen! (ab.)
(Wieder Hörnerrufe.)

Königin
(tritt an's Fenster).

Sein Gefolg' scheint klein!

Stanley.

O jetzt entfernt Euch schnell! Ich öffne Euch die
Geheime Thür!

(er öffnet eine geheime Thüre. Königin und Clifford ab.)

Stanley
(schließt und öffnet gleich wieder).

Clifford! Sobald der König Euch verlangt,
Will ich's Euch melden.

(schließt, nimmt dann rasch zwei Armleuchter vom Tisch und geht dem König entgegen.)

Dritte Scene.

König Heinrich VII. Lord Stanley. Lord Dawbeney und einiges Gefolge, das sich bald darauf wieder entfernt.

Heinrich
(mit aufgesetztem Hut, im Pelz).

So lang' schon sitzen wir auf Englands Thron,
Weihn jede Kraft dem unglücksel'gen Land,
Durch neunzigjähr'gen Bürgerkrieg erschöpft —

Umsonst! als solle dies Geschlecht nie mehr
Die Labung kosten, welche Frieden heißt,
Steigt nun ein Scheinbild nach dem andern auf,
Verwirrung säend unter unsern Völkern,
Als habe schwarze Kunst und Zauberei
Phantome von Verstorbnen aufgeweckt,
Und sie begabt mit jeder Kraft der Täuschung,
Damit die Wen'gen, die der erste Kampf
Um die lebend'gen Fürsten übrig ließ,
Sich nun im Krieg um ihre Truggestalten
Noch einmal würgten, blutiger als je!

Dawbeney.

Ein grauses Bild, Eur' Majestät!

Heinrich.

Mich friert —
Welch böser Weg hieher durch Nacht und Sturm!

Stanley.

Beliebt's Eur' Majestät sich hier zu wärmen?

(Er rollt einen Armstuhl an's Feuer. Heinrich setzt sich und schürt in den Kohlen.)

Heinrich.

Es scheint kaum glaublich! Gestern noch ein Nichts,
Ein Abenteurer mit 'nem paar Gefährten,
Verbannt und flüchtig wandernd über Land.
Heut' anerkannt von Schottlands falschem König,
Der Schwiegersohn des ersten Peers im Reich,
An eines Heeres Spitze — auf dem Weg
Nach London, unsrer königlichen Stadt,
Die ungeduldig sich für ihn erhebt —
Es ist zu viel — wer diese Mähr' einst hört,
Wird sagen: 's ist ein abgeschmacktes Mährchen.

Stanley
(zu Dawbeney).

Wenn eine Frage freisteht dem Besorgten:
Wie steht's derweil in London?

Dawbeney.

Ziemlich schlimm!
Die City ist in der Rebellen Hand,
Der Tower rings umlagert. De la Pole
Vertheidigt sich darin mit seltnem Muth —

Heinrich
(mit ungeduldiger Handbewegung).

Nichts mehr davon! Es ist ein bös Gespräch,
(Sturm draußen vernehmlich.)

Zumal in einer Nacht wie diese ist.
Hier hilft nur schlafen und das schwarze Tuch
Des Schlummers über unsre Sinne ziehn.
Ja, ja, es steht in London schlimm — sehr schlimm!
(steht auf.)

Dawbeney.

Ich trau' auf de la Pole und sein Geschütz.

Heinrich.

Wir wollen hoffen, daß er Ruhe schafft —
Dann bleibt noch immer jener falsche Prinz,
Und davon morgen. — Ich will Hialas
Nicht sehn. Ein Stümper ist er — straf mich Gott,
Er ging zu weit, und wieder — wägt man's wohl —
Nicht weit genug. Konnt' er den falschen Prinzen
Nicht niederhau'n! Er ist ein Stümper, sag' ich —
Sein halbes Thun hat diesen Krieg erregt!
(Pause.)
Stanley — nicht fremder Rath nur — unser Herz
Bewogen uns, Gastrecht bei Euch zu suchen,
Wo wir dem aufruhrvollen London fern,
Dem Schauplatz künft'ger Schlachten näher sind.
Wir wissen Euch ergeben unserm Haus,
Und betten arglos unser Haupt bei Euch.

Stanley.

Mein König —

Heinrich.

Diese Nacht und dieser Weg
Hat uns fast krank gemacht. Wir brauchen Schlaf.
Wenn Boten kommen, laßt nur jene vor,
Die böse Nachricht bringen.

Stanley.

Majestät
Befahlen doch, Lord Clifford vorzulassen,
Sobald Ihr hier auf meinem Schloß erschient.

Heinrich.

Den Clifford? Lieber säh' ich ihn am Galgen,
Als hier vor mir!

Stanley.

Sein Uebertritt ist uns
Von höchstem Vortheil. Er bereut von Herzen,
Was er begangen. Eine Liste der
Verschwor'nen schrieb er auf. Ihr sollt sie sehn.

Heinrich.

Weil Ihr ihn so empfehlt, so mag er kommen.
Das Leben zwingt uns manche Hand zu schütteln,
Weil noch die Zeit nicht da, sie abzuhau'n.
Doch heute nicht — erst morgen laßt ihn vor.
Stanley, wir schütteln nur den Staub des Wegs
Von unsern Kleidern, dann geht's rasch zu Bett.

Stanley.

Will mir mein König folgen?

Heinrich (zu Dawbeney).

Gute Nacht!

(Stanley ergreift einen Armleuchter und geht voran dem König durch die Thüre im Fond ab. Dawbeney ab.)

Vierte Scene.

Königin Wittwe und Clifford (kommen vorsichtig durch die geheime Thür hervor).

Königin.

Vortrefflich, Clifford! Dieser Plan ist wohl
Gewaltsam — doch gelingt er leicht, vollführt
Entscheidet er die Sache zauberhaft,
Und macht zehn künft'ge Schlachten überflüssig.

Clifford.

Lord Stanley überlaßt nur mir. Ich will
Ihn, uns die Hand zu bieten, überreden,
Und geht es nicht — so zwing' ich ihn!

Königin.

Das muß
Geschehn. Er ist mit sich in schwerem Kampf,
Sei'n wir auf seine Weigerung gefaßt.

Fünfte Scene.

Vorige. Stanley (mit dem Armleuchter zurück).

Clifford.

Nun, Stanley, fragte nicht nach mir der König?

Stanley

(stellt den Armleuchter auf den Tisch).

Er that es. Morgen habt Ihr Audienz!

Clifford.

Hört, wag' ich nichts? Ist er mir wohlgesinnt?
Weiß er mir Dank für meinen Uebertritt?

Stanley

(verlegen und gedrückt).

Er ist Euch wohlgesinnt. Doch mußte ich ihm

Auf's Neue sein Mißtrauen gegen Euch
Bei Seite setzen. —
(wendet sich ab, plötzlich energisch)
Doch — ich lüge da!
Was hilft das in der schreckenvollen Lage?
Die Wahrheit ist hier nicht nur eine Pflicht,
Sie ist auch unser Wohl! Befürchtet Alles!
Flieht lieber! Denn was sonst daraus entspringt
Für mich, für Euch, für uns, es liegt die Schuld
Auf Eurer eigenen Verwegenheit!

Clifford.

Ihr seid voll Angst! Seht mich! Ich bin es nicht!
Ich wär' einfält'ger als ein altes Weib,
Würd' ich an Heinrich's gute Worte glauben.
Ich weiß, er haßt mich und benutzt mich nur.
Thun wir es auch, wie er. Wir stehn uns gleich.
Nur jener von uns beiden ist verloren,
Der sich den Vorsprung abgewinnen läßt.
Was seid Ihr so bestürzt, mein guter Stanley?
Den Vorsprung haben wir!

Stanley
(bitter lächelnd).

Ihr seht nicht schwarz,
Fürwahr: ich leider sehe so!

Clifford.

Hört mich,
Und läugnet noch, daß wir die Sieger sind!
Erinnert Euch des früheren Gesprächs.
Ich sagte: Jacob fesseln wir durch Eins —
Ihr nicktet noch dabei — und zwar: Wenn Heinrich
Ein großes Unglück plötzlich widerführe —

Stanley
(schreit auf).
Nichts mehr, nichts mehr davon! Wer das versteht,
Was Ihr damit gemeint, ist halb — ein Mörder!

Clifford.
Warum nicht gar! Wer will den König tödten?

Stanley.
Was wollt Ihr also?

Clifford.
Sagt zuerst: was macht
Der König?

Stanley.
Er ist schon zu Bett gegangen.
Ich leuchtete ihm bis in's Schlafgemach.

Clifford.
Sehr gut. Ist er allein?

Stanley.
Ich zage mit
Der Antwort hier, denn einen Anschlag führt
Ihr doch im Schild!

Clifford.
An dieser Frage ist
Mir nichts gelegen. Sein Gefolg ist klein!

Stanley.
Um Himmelswillen! Sagt es nur heraus,
Was sich aus Eurem Mund so langsam wagt!

Clifford.
Was fällt Euch ein! Ich habe ja mit ihm
Nichts vor, was ungesetzlich wäre.

Stanley.
Nicht?

Clifford.

Nein, nein! Ich will ihn nur gefangen nehmen —

Stanley
(erschrocken).

Auf meinem Schloß? Ihn, der sich mir vertraut?
Das wollt Ihr thun und könnt darüber scherzen?

Clifford.

Ihr laßt mich nicht zu Ende reden. Ich
Will ihn gefangen nehmen, blos, um ihn
Vor's Parlament zu stellen. Jetzt klingt's anders?

Stanley.

Ich find' es nicht! O großer Himmel

Clifford.

Haltet
Ihr mit? Sehr gut. Ich thu's auch ohne Euch!

Stanley.

Unmöglich! eher ruf' ich Heinrich wach!

Clifford.

Das könnt Ihr nicht, so lang' Ihr einen Funken
Verstand besitzt.

Stanley.

Wo bin ich hingerathen,
Ich armer Mann!

Königin
(zu Stanley).

Verlieren wir nicht Zeit.
Bedenk! In Deiner Hand liegt nun das Glück,
Liegt die Entscheidung, liegt der rasche Sieg.
Erinn're Dich, daß König Eduard's Freund
Du warst, eh' Du der Knecht und Kämm'rer wurdest
Des kalten Heuchlers, der jetzt König ist.

Räch' meine Sorgen, einer Mutter Qual,
Und rette Alle, die zu uns gehören.

Stanley.

Weh mir, o Königin!

Königin.

Ist Heinrich denn
Dein König noch, seit Richard sich gefunden?
In jenem Lager steht Dein wahrer König,
Er sieht auf Dich — er fordert es — durch mich —

Stanley
(wirft sich auf einen Stuhl).

Ja, ja! ich aber bin ein grauer Mann,
Schwach, abgequält und für solch eine That
Beinah ein Kind!

Clifford.

Ei, Grillen!
(setzt sich an den Tisch und schreibt ein Billet.)

Königin.

Denke nur:
An einem Haar hängt unser Aller Leben.
Wenn Einer der Verschwornen sich verräth
Aus Schwäche oder Angst — vielleicht aus Selbstsucht,
Ist alles hin! Du bist das erste Opfer!

Stanley (steht auf).

Es sei denn! Wie die Dinge stehen, hab'
Ich keinen Willen mehr! Mag es geschehn!

Clifford
(fertig mit dem Brief, steht auf).

Ich kannte Euch! Ihr seid ein ganzer Mann!

Königin (zu Stanley).

Verlange, wenn's gelungen ist, das Höchste,
Du sollst es haben. Greif' mit beiden Händen

Hinein in's Schatzhaus ird'scher Herrlichkeit —
Was Du erraffst, ist Dein — und wär's die Halbscheid
Von Allem, was wir haben!

Stanley
(mit einer abwehrenden Handbewegung).

Hohe Frau!
Womit ersetzt Ihr ein gebrochnes Herz?
Ein folterndes Gewissen?

Königin.

Rissest Du
Nicht einst in Bosworthsfield dem dritten Richard
Die Krone ab vom Haupt? Als es gelungen,
Schliefst Du sehr wohl darauf.

Stanley.

Ich bin gefaßt.
Doch weis' ich, diese heut'ge That vollbringend,
Den Lohn, den Ihr mir bietet, weit von mir,
Denn ich weiß wohl, daß sie abscheulich ist.
Den König, meinen Gast gefangen nehmen
In meinem Haus, dem er vertrauend naht —
Die That ist scheußlich — kein Sophist wird je
Mich überreden, daß sie es nicht sei.
Wenn ich sie dennoch thue, trete sie
In's Leben, eine Ausgeburt der Nacht,
Geheim gezeugt — geboren — und begraben!

Clifford.

Nun gut! Der Plan ist schon gemacht. Wir nehmen
Den König fest, er schlafe oder wache!

Königin.

Verstärkt die Schaar von Stanley's Leuten mit
Den Dienern, welche ich hiehergebracht.
Sie sind mir alle bis zum Tod ergeben.

Clifford
(sieht zur Wanduhr).
Gut, gut! In einer Stunde ist's gethan! —
Dies Brieflein schickt dem Prinzen in das Lager.

Stanley
(winkt dem Pagen herein, Clifford spricht eindringlich mit ihm).
Ich höre Schritte! (Page ab.)

Königin.
Ja sie kommen näher!
Ich ziehe mich zurück in das Gemach,
Das mich seit heute hier verborgen hält.
(durch die geheime Thüre ab.)

Sechste Scene.

Stanley. Clifford (tritt bei Seite). Heinrich (mit einem Licht). Von Zeit zu Zeit hört man den Sturm.

Stanley.
Mein gnäd'ger Herr!

Heinrich.
Ich kann nicht schlafen, Stanley.
Es tobt der Sturm und eine Eule schrie
Vor meinem Erker. Welche böse Nacht!
Des Schlosses Brücke wurde aufgezogen.
Es scheint mir, daß ein Bote zu mir kommt.
Seht nach!

Stanley.
Befehlt! (Stanley ab.)

Siebente Scene.

Heinrich. Clifford.

Heinrich.
Wen seh' ich da? Euch, den

Verrätherischen Clifford? Eure Rückkehr
Verdankt Ihr nur Lord Stanley. — Heuchelei
Wär' es von mir, willkommen Euch zu heißen!

Clifford (kniet).

Vom Blitzstrahl Eures königlichen Aug's
Tödtlich getroffen, mög' ich liegen bleiben,
Wenn ich durch den Verrath, den ich beging,
Mir selber nicht ein Ungeheuer scheine.

Heinrich.

Mit Eurer Reue ist es nicht genug —
Ihr habt mir großen Schaden zugefügt. —
Die Liste der Verschwornen, die Ihr mir
Geschickt habt, ist nichts werth, ist kein Ersatz —
Daß es fast scheint, Ihr zählt auf zwei Parteien!

Clifford.

Ich darf mich über Mißtrau'n nicht beklagen.
Dächt' ich wie früher, käm' ich dann zu Euch
Besonders jetzt, wo Euch Gefahr umgiebt?

Heinrich.

Wenn ich Euch glaube, sieht's im innern Reich
Nicht so gefährlich aus. Die Männer, die
Ihr angebt, acht' ich nichts. Steht auf! Ich schenk' Euch
Das Leben.

Clifford (steht auf).

Nur das Leben? Man versprach —

Heinrich
(kurz und trocken, wie das früher).

Und Eure Freiheit, das versteht sich ja.

Clifford.

Ich hoffte, gnäd'ger Herr —

Heinrich (zornig).

Was? unzufrieden?

Ist's Nichts? Ihr schätztet meine Gnade besser,
Wär't Ihr zehn Jahre schon im Tower gesessen!

Achte Scene.

Vorige. Dawbeney und einige Soldaten.

Heinrich.

Ha Dawbeney! Wahrscheinlich schlechte Botschaft.
Dir liegt's schon im Gesicht!

Dawbeney.

O böse Nachricht.
Im Eilmarsch rückt der Feind auf Exeter!
Die Stadt, gedrängt von innen und von außen,
Wird sich nicht halten, denn der falsche Prinz —

Heinrich.

So arg ist's nicht. Lord Oxford steht ganz nah'.

Dawbeney.

Mein König! Oxford ist zurückgeworfen.

Heinrich.

Oxford zurückgeworfen! Schrecklich, schrecklich!
Und wem verdankt der falsche Prinz die Siege?
Dem falschen Adel Englands! der verschwört
Sich rastlos gegen die regierende
Gewalt und ist nur treu den Prätendenten!
(zu Clifford.)
Ihr seid von dem Geschlecht die wahre Blüthe!
Jetzt, wo das Feuer überall entbrannt,
Jetzt habt Ihr Lust zu löschen? Nein, nein! nein!
Ihr seid voll Arglist! doch ich bin kein Narr! —
Bei Dawbeney's unglücklichem Bericht —
Ich sah's mit scharfem Seitenblick — verhehltet
Ihr mühsam Euer lustiges Gesicht!
(zu den Begleitern Dawbeney's).

Soldaten, führt den Sünder auf den Wall,
Erschießt ihn gleich und werft ihn in den Graben!
(vier Soldaten fassen Clifford).

Clifford.

Weh mir! ist das der Lohn aufricht'ger Reue!

Heinrich.

Hinaus mit ihm!

Clifford.

Umfassender Geständnisse?

Heinrich (stampft).

Fort, fort!

Clifford.

Geständnisse zum Theil schon abgelegt —

Heinrich
(plötzlich aufmerksam).

Zum Theil? war es nicht Alles? Hatt' ich Recht,
Euch zu mißtrau'n? Jetzt brauch' ich nichts zu wissen!
(Bei Seite.) Jetzt wird er beichten!
(macht zum Schein eine Bewegung, Clifford abführen zu lassen).

Clifford.

Gnade! Ist's Euch so
Furchtbarer Ernst? Ich kann Euch Dienste leisten —
Ich kann verrathen —

Heinrich
(thut, als kümmerte er sich nicht darum).

Clifford.

Oxford war verschworen.

Heinrich.

Du lüg'st und hältst das Strafgericht nur auf!

Clifford.

Nein, gnäd'ger König, Oxford, Ratcliffe und —

Heinrich.

Du willst nur Zeit gewinnen! Schnell vermagst

Du anzuklagen, nur langsam zu beweisen.
Das ist, was Du verlangst! Mir aus den Augen!

Clifford
(in Todesfurcht).

O Herr! Ihr selber — Euer Leben —

Heinrich
(erschreckt).

Was —

Was war das? (zu den Soldaten.) Laßt ihn los!
(zu Clifford) Nur weiter — weiter!

Clifford.

O Gott! (bei Seite) Wohin ich trete, eine Fallthür!
(laut) Mein König — Euer Leben!

Heinrich
(wie ungeduldig).

Plumpe Ausflucht!

Clifford.

Nein, nein! wenn Ihr das Leben mir versprecht —
Und Freiheit, nun, so sag' ich Alles, sonst —
Erschießt mich — Euer Tod kömmt nächstens dran!

Heinrich.

Was ist's? Wär' ich auf diesem Schloß nicht sicher?

Clifford.

Ein Ueberfall in dieser Nacht!

Heinrich.

Auf allen
Verbindungsstraßen lagern meine Krieger,
Und hier im Schloß genügt mir Stanley's Schutz!

Clifford.

Schenkt Ihr mir Leben, Freiheit, will ich sprechen!

Heinrich.

Ich schenke Beides! Auf mein Fürstenwort!
(blickt auf Dawbeney 2c., als Zeugen.)

Clifford.

Lord William Stanley ist nicht mehr Eu'r Freund!
Der Prinz hat Unterpfänder seines Beitritt's!

Heinrich.

Ha, feiger Bursch! 's ist ein gemeiner Brauch
Der Uebelthäter — Gute zu verdächt'gen.
Dein Kopf ist hin, wofern Du's nicht beweisest!

Clifford.

Den furchtbarsten der Eide schwör' ich drauf!

Heinrich.

Ei Deine Eide! — Dokumente! Zeugen!
Ich nehme sonst mein Wort zurück!

Clifford.

So hört!
Es sollte heute Nacht noch dieses Schloß
Der Schauplatz werden eines großen Frevels.
Stanley wollt' Euch gefangen nehmen und
Durch's Parlament —

Heinrich.

Als abgesetzt erklären,
Sobald der falsche Prinz in London sei!
Kein schlechter Plan, bei Gott! — Allein ich rede,
Als hätt' ich den Beweis. Wenn ich Lord Stanley
Jetzt rufe und er leugnet —

Clifford.

Er kann's thun,
Doch — aber —

Heinrich.

Du verleumdest! Wehe Dir!

Clifford.

Nein, nein! der ganze Anschlag blieb im Herzen

Und kam nicht auf's Papier! Doch ja! Ich geb'
Euch den Beweis!

Heinrich.

Ich schenke Dir das Leben!

Clifford.

Legt Eure Waffen ab — setzt Euch zum Tisch,
Von den Soldaten, die hier steh'n, umringt —
Schickt Dawbeney hinaus und laßt ihn zu
Lord Stanley sagen: Unerhörter Frevel!
Der König ist gefangen und desgleichen!
Tritt Stanley ein, beobachtet ihn scharf —
Und mein Beweis ist hergestellt!

Heinrich.

O list'ger Fuchs! Ich lieb' nicht krumme Wege!
Doch es gescheh'! Vollführ' es, Dawbeney!

Dawbeney

(ab, man hört ihn draußen rufen:)

Stanley herbei! der König ist gefangen!

(Heinrich setzt sich an den Tisch und legt den Kopf in die Hände. Die Soldaten stellen sich um ihn. Clifford steht auf der anderen Seite.)

Neunte Scene.

Vorige. Dawbeney. Clifford. Stanley.

Stanley

(den König erblickend, bleibt starr stehn.

O Clifford! schrecklich! (wirft einen Blick auf den König.)
Gott, verzeih' mir dies!

(er fällt ohnmächtig zu Boden.)

Heinrich (bestürzt aber ruhig).

Nehmt ihn in Haft!

(zwei Soldaten führen Stanley ab.)

(Ritter vom Gefolge treten schweigend ein.

Zehnte Scene.

Vorige, außer Stanley. Zwei Herrn vom Gefolge.

Heinrich.

Hab' ich noch Blut im Antlitz?

Dawbeney.

Eur' Majestät ist plötzlich ganz erblaßt!
(geht rasch an's Fenster.)

Heinrich.

Ich glaub' es wohl! Clifford stieß einen Dolch
Mir rücklings durch die Brust! — Stanley, mein Kanzler!
Der Wirth, bei dem ich flüchtend eingekehrt!
Lord William Stanley! (zu Clifford.) Nimm Dein Leben hin!

Dawbeney
(zuckt mit den Achseln, langsam).

Lord Stanley! Wem kann man auf Erden trau'n!

Heinrich.

Das war der Freund, der einst in Bosworthsfield
Von Richard's blut'gem Schwerte mich befreite,
Und ihm vom Haupt die Königskrone riß,
Um mich damit zu krönen! Welcher Wechsel!

Dawbeney.

Ein Mitverschworner, scheint mir, ist entschlüpft!
Unmittelbar eh' Stanley hier hereintrat,
Sah' ich ein Weib aus einer Thüre stürzen —
Täuscht mich nicht Alles — war's die Königin Wittwe!
Ein paar Minuten später fuhr ein Wagen
Mit Sturmeshast davon!

Clifford (zeigt zur Thür, für sich.)

Sie hat gelauscht!

Heinrich.

Ha, nun ist Alles klar!

Dawbeney.

Sie flieht zum Prinzen!

Heinrich.

Holt ein die Flücht'ge mit den schnellsten Rossen!

(Einer vom Gefolge ab.)

Dawbeney.

Wenn sie in's Lager der Rebellen kömmt,
Werf' ich die Hoffnung hin! Das Spiel ist aus!

Heinrich.

Steht nicht so rathlos da! Was sind wir doch,
Wenn unser Muth mit der Gefahr nicht wächst?
Dawbeney, hör' mich an! Du gehst nach Schottland
Und suchst den König auf in Edinburg.
Eins thut vor Allem noth: den jungen Hitzkopf
Vom Bündniß abzulösen, das er schloß.
Sag' ihm, wie sehr den Vorfall wir bedauern,
Der auf Lord Huntley's Boden sich begab.
Sag' ihm, daß wir den kecken Spanier,
Der sich in seiner Gegenwart vergaß,
Uns'res Vertraun's entsetzt und uns'res Dienst's
Entlassen haben, ihm jedoch, dem König
Jede Entschuld'gung bieten, die er fordert.
Erinnere ihn, daß wir eine Tochter haben,
Und daß der engste Bund mit Schottland's König
Von jeher unser Lieblingswunsch gewesen.
Um jeden Preis: lös' ihn von Richard los —
Dein ist — die Fürstenkrone, wenn Du siegst!

(Alle ab.)

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Alfred Meißner

Cassel 1854

P.o.germ. 722 u-52/54
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11014818-8